

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die „Volksstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage) mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur: Emil Müller, Magdeburg. — Verantwortlich für Inserate: Wilhelm Lindau, Magdeburg. — Druck und Verlag von W. Franke & Co., Magdeburg, Große Mühlstraße 3. — Fernsprechnr. 1567. — Für Inserate 1567, für die Redaktion 1794, für den Verlag und die Druckerei 961. — Zeitungspostamt Nr. 430.

Bezugpreis: Vierteljährlich einschließlich Zustellung 2,25 Mk., monatlich 80 Pf. Beim Abholen von der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 Mk., monatlich 70 Pf. ohne Bestellgeld. Einzelne Nummern 10 Pf. — Inzeration: die 1. Zeile 15 Pf., die 2. bis 4. Zeile 10 Pf., die 5. bis 10. Zeile 7 Pf., die 11. bis 20. Zeile 5 Pf., die 21. bis 30. Zeile 4 Pf., die 31. bis 40. Zeile 3 Pf., die 41. bis 50. Zeile 2 Pf., die 51. bis 60. Zeile 1 Pf., die 61. bis 70. Zeile 1 Pf., die 71. bis 80. Zeile 1 Pf., die 81. bis 90. Zeile 1 Pf., die 91. bis 100. Zeile 1 Pf. — Einmaliger Rabatt kann verweigert werden, wenn nicht binnen 4 Wochen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt.

Nr. 176.

Magdeburg, Freitag den 30. Juli 1915.

26. Jahrgang.

Was siegt im Kriege?

Erst nach 10monatigem zähem Ringen ist im Mai nach dem Durchbruch am Dunajec die Ueberlegenheit Mittel-europas über den Osten wirksam und sichtbar geworden; erst seit den Schlachten Galiziens bricht im Kriegserfolg die tatsächliche Ueberlegenheit durch.

Kriege geben dem Zufall viel Raum und die Entscheidung des Schlachtenglücks erinnert allzusehr an die Gottesurteile des Mittelalters. Sie sind unberechenbar, solange Zufallsheere unter Zufallsführung sich messen. Die kurzen Schlage früherer Kriege, die Ueberwimpelungen kleiner Dynastienheere, die Listen verschlagener Diplomaten und das Gelingen oder Mißlingen von Koalitionen haben oft den Ausgang der Kriege und damit das Schicksal der Staaten entschieden. Dieser ungeheure Krieg, ungeheuer durch seine räumliche und zeitliche Ausdehnung,

stellt Volkskraft gegen Volkskraft,

Staatsorganisation gegen Staatsorganisation und behut den Kampf so in die Länge, daß der Zufall einzelner Fehler wieder gutgemacht, daß Mängel der Organisation überwunden, daß unglückliche Fügung der Umstände durch die Lässigkeit wieder in hohem Grade ausgeglichen werden kann. Am Ende der Dinge ringen sich so die Tatsachen durch, welche Sein und Kraft der Völker bestimmen.

Das großrussische Reich, ein Reich von Nicht-Großrussen, diese bisherige Vormacht Europas, die doch im ganzen keine europäische Macht ist, hat die Welt durch die erdrückende Wucht seiner Volkszahl und seiner Heermassen in Bann gehalten. Nichts ist freilich realer als diese Zahl, nichts an sich wirksamer. Seine eignen Untertanen wie die ganze konservative Welt hat Rußland bezaubert durch die faszinierende Erscheinung einer Staatsallmacht, welche hundertfiebzig Millionen Menschen unter den Befehl eines einzigen Willens stellt, gleichsam wie einen gigantischen Riesenschlüssel in eine Faust legt. Und nichts ist freilich realer als diese Organisation der Alleinherrschaft.

Aber weder diese Zahl noch diese Alleinheit ist im Leben der Völker und in der Geschichte der Menschheit alles. Neue Zahl übertrumpft, jene Einheit erdrückt die Unvorbereiteten und Unorganisierten. Aber nur für eine gewisse Zeitspanne. Die andern Kräfte — so bemerkt die Wiener „Arb. Ztg.“, der wir hier folgen —, die aus dem modernen Wirtschaftsleben fließen, die dem einzelnen wie den Völkern aus den Nährstoffen der Kultur zuwachsen und ihren Zahlenwert wie ihre Organisationswirkung gleichsam vervielfältigen, werden zum Schluß doch siegreich.

In diesem Kriege sind in mannigfacher Weise diese andern Kräfte sichtbar geworden. Am auffälligsten verriet

die volkswirtschaftliche Reife der Nationen ihre Uebermacht. Man hat Hindenburgs Siege Eisenbahnsiege genannt und mit Recht: der gute Zustand der Bahnen, Straßen und Wege in einem Lande ist eine Bürgschaft der militärischen Erfolge, er ist jedoch nur ein Anzeichen der höher organisierten Volkswirtschaft. Was jetzt in Galizien vordringt, ist sichtbarlich die

Ueberlegenheit der Volkswirtschaft.

In tausend Einzelheiten verrät sich das: der Industriestaat, der Geschütze und Geschosse rasch und in unbeschränkter Menge herstellt, was Rußland nicht kann, der Industriestaat, der die Flugzeuge, den Wagenpark rasch ergänzt, der Industriestaat, der die Mechaniker, Schlosser, Dreher, Zimmerleute und alle andern geschulten Arbeitskräfte in beinahe unbeschränkter Menge sofort zur Stelle schafft und die zweigleisige Bahn Larnow—Jaroslau—Przemysl beinahe so rasch nachbaut, als Truppen marschieren, und die schwersten Batterien zum neuerlichen Frontdurchbruch sofort an der Stelle hat: dieser Industriestaat bewährt eine Ueberlegenheit der Mittel, die

den Mangel der Zahl ausgleicht.

Noch näher gesehen: die Heere Rußlands genießen den Vorteil, nicht auf großrussischem Anzugsboden, sondern im polnischen Industrieland zu kämpfen. Dort freilich haben sie Städte und Märkte, feste Häuser und weite Höfe genug, ihre Truppenmassen unterzubringen und immer wieder auszurüsten. Befähigen sie diesen Aufmarschraum nicht, so hätten sie nicht einmal die Möglichkeit, ihre Heermassen ganz auszunutzen. Das mitteleuropäische Städtewesen, die dichte Anhängung vieler voll- und ressourcenreicher Städte gibt unsern Heeren eine Beweglichkeit der Ergänzung, der Heilung Erkrankter und Verwundeter, des Nachschubs, hinter der auf die Länge der Zeit Rußland zurückbleiben muß. Ein Städtewesen ist von einem Dorfwesen ebenso schwer zu besiegen wie ein Industriestaat von einem Ackerbaustaat.

Selbst der Unterschied gilt: Ackerbauer, die auf dem Hektar zwanzig Zentner ernten, werden schwer überwunden von Ackerbauern, die darauf sechs Zentner ernten: denn diese müssen dieselbe Verpflegung aus der dreifachen Entfernung zuführen und besitzen meist nur den dritten Teil der Bahnen.

Die erhöhte Wirtschaftsstufe erzeugt andre Menschen,

andre Muskeln und andre Seelen.

Der Muschik, der russische Bauer, ist stark, aber ein mittel-

europäischer Städter ist schlaf, und das ist im heutigen Kriege weitaus mehr! Ein Muschik ist zäh, aber ein Fabrikarbeiter Mitteleuropas ist standhafter. Was sind die Schrecken, die im bäuerlichen Dasein auf den Muschik einwirken? Ein Dorfweiser, ein Gewitter. Der Proletarier des Industriestaates, selbst dessen Bourgeois wandelt täglich unter tobenden Maschinen (Eisenbahn, Trambahn, alle Kraft- und Werkzeugmaschinen), und obgleich er darum nervöser ist, so behält er — wieder eben darum — in dem Höllenschrecken der Schlacht seine Besinnung und Entschlußkraft und ist, rein physiologisch betrachtet, nicht so leicht demoralisiert.

All das haben wir, haben selbst Berufsmilitärs nicht immer richtig eingeschätzt. Und doch ist es das Wichtigste noch nicht!

Ein Volk von Analphabeten hat es schwer, die Nation zu besiegen, welche die

älteste Volksschule der Welt

besitzt, welche Analphabetic so gut wie nicht mehr kennt, welche gerade durch die geistige Massenschulung vergleichslos allen andern großen Nationen gegenübersteht. Es ist nicht die mechanische Kunst des Lesens und Rechnens allein, es ist die Durchbildung begrifflichen Denkens, was, wie sonderbar es manchem scheinen mag, auch in der Stunde der Schlacht entscheidet. Wenn der deutsche Unteroffizier seinem Posten die Aufgaben, die ein bestimmtes Terrain stellt, in dem Drittel oder Zehntel der Zeit erklärt, die der russische braucht, wenn ein Wink an den Gelehrigen das gesprochene Wort ersetzt, so verleiht dieser Umstand jeder Aktion Schwünge. Wenn die Geistesfreiheit des gemeinen Soldaten so hoch geworden ist, daß er nicht nur Sinn und Ziel jener Kampfbewegung, sondern auch Sinn und Ziel des ganzen Krieges erfährt, so schafft dieses Erfassen eine Disziplin, die vom ersten bis zum letzten Kriegstag vorhält ohne Zwang. Wie soll der Drill des Vorgesetzten, der Minuten, Stunden im Tage einwirkt, die geheimnisvolle Feder eignen Entschlusses, die immer bereite eigne Willenskraft ersetzen, die dem Befehl voraneilt?

Nicht nur besiegen Analphabetenvölker schwer ein Schulvolk — auch haben Völker, die in ihrem Vaterland

nichts sind als gefügige Untertanen,

es ungeheuer schwer, ein Heer von Staatsbürgern zu besiegen. Und darum kann das Heer des großrussischen Zaren die Länder und Völker Mitteleuropas nicht niederkrigen. Zufall und Bündnisse vermögen viel, aber das vermögen sie nicht! —

Dänemarks Neutralität.

In weiten dänischen Volkskreisen ist noch immer die Angst vorherrschend, daß Dänemark doch noch in die Kriegswirren hineingezogen werden könnte. Und diese Angst lähmt natürlich zum Teil Handel und Wandel und macht sich auch im öffentlichen Leben vielfach bemerkbar. Nun ist zwar gar nicht daran zu denken, daß Dänemark, solange die gegenwärtige radikale Regierung am Ruder ist, sich in das Abenteuer eines Krieges stürzen sollte, allein einige chaubinistische Blätter, die eigentlich jetzt nur von ihrem Deutschenhass leben, tragen viel zur Benennigung des Volkes bei. Und eine kleine unermüdet tätige Clique ist andauernd an der Arbeit, die radikale Regierung zu verdächtigen, daß sie die Neutralität einseitig und zugunsten Deutschlands betreibt, während doch das Heil des Landes im Anschluß an die Alliierten liege. Die

freigegebenen Versprechungen,

die man in den ersten Monaten des Krieges Dänemark in Frankreich und England machte — und zwar von einflussreichen Politikern dieser Länder —, die dahin gingen, daß es alles deutsche Land nördlich des Kieler Kanals erhalten sollte, wenn es auf die Seite der Alliierten trete, haben auf gewisse Leute so großen Eindruck gemacht, daß sie einen freischützlichen Krieg mit Deutschland wagen möchten. Nun hat die Regierung zwar versucht, einigen der

ärgeren Zureiter den großen Mund zu stopfen, indem sie dieselben unter Auflage stellen ließ. Bei den Gerichtsverhandlungen zeigte es sich jedoch, daß das dänische Pressegesetz in dieser Beziehung Lücken aufwies, die es den Kriegseheern ermöglichten, mit heiler Haut zu entkommen, besonders da sie de- und wehmützig bestritten, gegen eine bestimmte Nation gehetzt zu haben. Nur in einem Falle gelang es, einen von ihnen auf die Dauer von 3 Monaten unschädlich zu machen. Dafür aber setzten die andern, ermuntert durch ihre gerichtliche Freisprechung, ihr landesverräterisches Handwerk um so eifriger fort. Infolgedessen sah sich die Regierung genötigt, eine Verschärfung des Pressegesetzes im Reichstag zu beantragen, die dem: auch in der vorigen Woche beschlossen worden ist. Es war gewiss eine eigenartige Situation, zu sehen, wie die Sozialdemokraten mit den Radikalen für die beantragte Beschränkung der Pressefreiheit eintraten, während sich die Konservativen und teilweise auch die Liberalen als Verteidiger derselben aufwarfen. Doch die Freiheit der Presse, wie sie die Konservativen gegenwärtig wünschen, wollen sie eben nur dazu benutzen, in der jetzigen schwierigen Situation die verhöhlte radikale Regierung zu verdächtigen, daß sie trotz der proklamierten gleichmäßigen Neutralität die eine kriegsführende Macht — Deutschland — den andern gegenüber — England und

Frankreich — bevorzuge. Und dann möchten sie vor allem versuchen, den

Deutschenhass in ein System

zu bringen. Aber in der Zeit ihrer Machtperiode waren es gerade die Konservativen, welche die liberale und sozialistische Presse in jeder Weise knebelten und schikanierten und die Pressefreiheit fast vollständig außer Kurs setzten.

Daß unsre Genossen im Reichstag für die übrigens nur vorübergehende Beschränkung der Pressefreiheit eintraten, geschah natürlich nicht mit leichtem Herzen. Aber es drehte sich hier um die Frage: ist die von einer Seite mißverständene und mißbrauchte Pressefreiheit wichtiger als die Sicherheit des Landes? Besser wäre es gewesen — und das sagte auch der Sprecher unserer Fraktion — wenn der Antrag der Regierung auf Verschärfung des Pressegesetzes nicht notwendig war, allein da ein Teil der Presse, wenn auch nur ein verhältnismäßig kleiner, so wenig Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, daß er durch maßlose Hebereien das Land in Gefahr bringen kann, mußten schärfere Maßregeln in Anwendung gebracht werden. Auch der Ministerpräsident sah sich selbst bedauerte, daß die Regierung genötigt gewesen sei, diesen Schritt zu tun. Er betonte ausdrücklich, daß das Verhältnis zu dem größten Teile der Presse des Landes ein gutes sei, und er sowie die übrigen Minister

Wären stets bereit, der Presse mit Tat und Tafel an die Hand zu gehen. (Es sei hier nebenbei erwähnt, daß mehrere Minister aus dem Journalistenstand hervorgegangen sind.) Aber wo sich öfter Wille zeige, der Land und Volk in schwere Gefahren stürzen wolle, da müsse mit der ganzen Strenge des Gesetzes zugegriffen werden.

Der Passus, durch welchen das Pressegesetz verschärft wurde, ist insofern interessant, als er sich direkt gegen solche Personen richtet, die bisher stets gegen Deutschland gehetzt haben. Es heißt da: „Derjenige, welcher öffentlich, schriftlich oder mündlich, die dänischen Staatsbehörden bezichtigt, bei Entscheidungen betr. die Ein- und Ausfuhr des Landes nicht die Unparteilichkeit gegenüber den kriegführenden Ländern beobachtet zu haben, welche die Neutralität ihr zur Pflicht macht, wird, soweit eine höhere Strafe nicht an Plage ist, mit einer Geldbuße von mindestens 500 Kronen oder mit Gefängnis bestraft. Derselben Strafe verfällt derjenige, welcher öffentlich, schriftlich oder mündlich, die Bevölkerung gegen eine der kriegführenden Nationen aufzuheben versucht.“

Damit hat die Regierung wiederum bewiesen, daß es ihr vor allen Dingen darum zu tun ist, Dänemarks Neutralität zu bewahren und das Land von einer Eingezerrung in den Kriegswirbel abzuhalten — ein Bestreben, womit fast die gesamte Bevölkerung einverstanden ist. Um so eigentümlicher sind daher auch die Versuche, die von England und Frankreich gemacht werden, Dänemark aus seiner strengen Neutralitätspolitik herauszureißen. Wir haben weiter oben schon die Versprechungen erwähnt, die man Dänemark gemacht hat, aber da sie bei dessen Regierung nicht verfangen, wurde man etwas deutlicher und versuchte durch

Repressalien gegen den dänischen Handel

und die dänische Schifffahrt sich besseres Gehör für die Wünsche der Alliierten zu erzwingen, allerdings mit dem gleichen negativen Erfolg. Und nun ist man so weit gegangen, jede Mühsicht fahren zu lassen und offen zu sagen, was man will und von Dänemark verlangt. Der französische Admiral Degouy fordert in einem Artikel der Zeitschrift „Revue des Deux Mondes“, daß England nun zu einer Aktion in der Ostsee übergehen müsse, um Deutschland den entscheidenden Stoß zu versetzen. Dazu sei in

höhem Grade notwendig, daß sich die Alliierten die Unterstützung der skandinavischen Länder sichern. „Denn“ — schreibt er weiter — „man muß sie verstehen Lehren, daß in einem solchen Kampfe keinem Lande das Recht eingeräumt werden kann, den Zuschauer zu spielen, am allerwenigsten aber solchen, welche infolge ihrer geographischen Lage schon lange bedeutende Gewinne eingehemmt haben, indem sie Lieferanten für den andern Teil der kämpfenden Parteien sind und in jedem Falle dadurch zur Verlängerung des Krieges beitragen.“ Und zum Schluß fordert der Admiral die Alliierten auf, sich die Passage durch die Ostsee freizumachen, und zwar mit oder ohne den Beistand der skandinavischen Länder. Wenn die große englische Flotte in der Ostsee erscheine, und die skandinavischen Staaten merkten, daß nun endlich Ernst gemacht werde, dann würden sie sich wohl oder übel den Wünschen der Alliierten fügen.

Diese Unverschämtheiten des französischen Admirals haben eine wahre Entrüstung in Skandinavien hervorgerufen, besonders aber in Dänemark, auf das der Artikel besonders hinielt, und das ja auch im Falle, daß die englische Flotte einen Durchbruchversuch durch die Ostsee wagen sollte, zunächst in Betracht käme. Die dänische Presse weist denn auch fast einstimmig diese Zumutungen zurück und pocht auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen — auch der kleinen —, das zu beschützen gerade die Alliierten als Grund zu dem Kriege mit Deutschland vorgegeben. Nun wäre es durchaus nicht notwendig, sich in Dänemark über die großmäuligen Drohungen des Franzosen aufzuregen, denn die Engländer werden sich hüten, eine Aktion in der Ostsee vorzunehmen, denn sie würde ihnen sicher schlecht bekommen. Den

Durchbruch durch den Großen Belt

zu erzwingen — mit oder gegen Dänemarks Willen — werden sie hübsch bleiben lassen, denn ein solcher Versuch wäre ein noch viel gefährlicheres Wagnis als es der Durchbruch durch die Dardanellen ist, und das weiß man auch in England nur zu gut.

Unter den hier geschilderten Umständen hat sich denn auch die bei Beginn des Krieges vorherrschend gewesene Sympathie der Bevölkerung für die Alliierten etwas abge-

kühlt. Die stets sich erneuernden und immer aufdringlicher werdenden Versuche von jener Seite, Dänemark mit in den Krieg zu ziehen, haben nicht wenigen die Augen darüber geöffnet, was man von dieser Sympathie in letzter Linie erwartet. Mein den Dänen liegt trotz aller Sympathien und Antipathien das Gemd näher als der Hock, und sie sind nicht gesonnen, ihre Haut für die Franzosen und Engländer zu Markte zu tragen, um so weniger, da sie auf dem vernünftigen Standpunkt stehen, daß, wenn es den Alliierten bisher nicht allein gelungen ist, Deutschland zu bezwingen, es ihnen auch nicht mit dänischer Hilfe möglich sei. So weit geht also die dänische Freundschaft nun doch nicht. Uebrigens hat der Krieg dieses kleine Land ohnehin schon große Opfer gekostet; die teilweise Mobilisierung seiner Streitkräfte und die ständige Bereitschaft einer Neutralitätswache hat große Kosten verursacht und die Staatsschulden sind seit Ausbruch des Krieges um 120 Millionen Kronen gestiegen.

In demselben Maße wie sich die Sympathie für die Alliierten abgekühlt hat, ist auch die Antipathie der Bevölkerung gegen Deutschland schwächer geworden. Die schnelle Erledigung in Sachen der durch deutsche Kriegsschiffe eingebrachten dänischen Handelsschiffe durch das Oberpremiergericht in Berlin hat den Ruf strenger deutscher Gerechtigkeit noch erhöht und den günstigsten Eindruck erweckt. Und die Haltung der sozialdemokratischen Parteileitung und ihr Manifest für den Frieden und gegen jede Annexion fremder Gebietsteile hat große Anerkennung auch in bürgerlichen Kreisen gefunden. Man findet die Haltung der französischen Genossen mit ihrer Parole von der Fortsetzung des Krieges unverständlich. Es dämmert, alles in allem genommen, doch langsam bei den Dänen, daß ihre bisherige rüchellose Begeisterung für alles Französische einer germanischen Nation nicht würdig ist, und man besinnt sich endlich darauf, daß das deutsche Volk schließlich doch dasjenige ist, welches ihnen in Sitten und Gebräuchen am nächsten steht, und auf das man sich eventuell verlassen kann. Wäre diese Besinnung bei den Dänen schon früher gekommen, hätten sie sich manche Enttäuschung erspart; doch muß man hierbei auch wieder in Betracht ziehen, daß vor dem Kriege es den Dänen recht schwer gemacht wurde, sich Deutschland vertrauensvoll zu nähern. —

Was der Krieg bringt.

Befreiungsideale.

Schon von Beginn des Krieges an spielt in der französischen sozialistischen Partei die Idee eine große Rolle, daß von den Ententemächten dem übrigen Europa die Befreiung aller Völker gebracht werden müsse. Dabei wird die französische Freiheit bejungen, so daß man glauben könnte, nicht die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit haben in Frankreich die sozialistische Partei geschaffen, sondern die gemeinsame Auffassung, daß die französische Bourgeoisrepublik die beste Hüterin aller Freiheitsideale ist. Deshalb verspricht man auch wieder in den Resolutionen des Nationalrats der französischen Partei allen Völkern die Freiheit. Dort heißt es so schön, daß Frankreich durch seinen Willen zum Frieden, zur Freiheit der Individuen und der Nationen sich wieder einmal die Dankbarkeit der ganzen Welt verdienen werde.

Wenn uns die Begeisterung eigen wäre, die bei den Parteigenossen in Frankreich die Menschen gefangenimmt, dann könnten wir uns einbilden, eine gleiche Mission nach dem Osten zu erfüllen. Der Krieg schafft so harte Tatsachen, besonders wenn er 12 Monate auf das Fühlen und Empfinden der Menschen eingehämmert hat, daß zu politischen Phantasereien, die bei uns schon schwächer entwickelt sind als in Frankreich, keine Neigung vorhanden ist. Es wäre besser, wenn auch die französischen Genossen etwas weniger dramatisch die Freiheitshelden zur Schau trügen, sondern etwas ruhiger und verständiger über das Ende des blutigen Ringens nachdächten.

Was es mit der Freiheit des Individuums in Frankreich auf sich hat, dafür genügt doch nur das Beispiel anzuführen, wie die französische Arbeiterbewegung gegen die Gewerkschaften, als man sich dort

gegen die Unterdrückung der Dienstzeit auf 3 Jahre wandte. Diese Protestaktion der Arbeiter wurde eines Tages jäh dadurch unterbrochen, daß 18 in der Gewerkschaft tätige Genossen eingesperrt und 5 Monate in Untersuchungshaft gesetzt wurden. Der „Vorwärts“ schrieb am 23. November 1918 in einem Bericht aus Paris über das Ende der Aktion folgendes:

Die Regierung warf sich wütend auf die Gewerkschaften, ließ in Hunderten Privatwohnungen, Arbeiterbörsen und Redaktionen Durchsuchungen vornehmen und stellte etliche Organisationsleiter ins Gefängnis. Natürlich sollte nun das Publikum zum Glauben an eine Verschwörung gebracht werden, da es ja beim Antimilitarismus der mit dem dritten Jahre bedrohten Wehrmänner nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Literarische Bediente helfen der Polizei bei der Sammlung von „Material“. Sogar die „vornehme“ „Revue des Deux Mondes“ beteiligte sich daran. . . . Und damit die Sache ein besseres Gesicht bekam, wurden außer den Organisationsbeamten, die mit der Versendung der Anweisungen und Begleichschreiben an die Soldaten mehr oder minder zu tun gehabt hatten, der Sekretär Duvet und der Kaiserer Marc von der Arbeiterkonföderation eingelockt. Der erste wohl darum, weil er als alter „Antipatriot“ und Verfasser eines vielbreiteten „Soldatenhandbuchs“ als „Oberhaupt“ der Verschwörung präsentiert werden konnte, und Marc vielleicht, weil man das Publikum glauben machen wollte, die Arbeiterkonföderation habe die demagogisierenden Soldaten bezahlt.

Der Protest aus der Arbeiterschaft wurde damit erstickt, der französische Militarismus triumphierte, die 3jährige Dienstzeit blieb bestehen.

Also, wenn die französischen Genossen den preussischen Militarismus todschlagen wollen, was sie uns wieder einmal heilig versprechen, so sollten sie nicht vergessen, daß wir immer noch die 3jährige Dienstzeit haben, und daß hier, einschließlich Liebfried, niemand Neigung hat für ein 3jähriges französisches Exzerzieren.

Wir sind auch der Ueberzeugung, daß eines Tages unjern Genossen in Frankreich wieder die Erkenntnis kommt, daß die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit in den Regierungssystemen keine großen Unterschiede aufkommen läßt. Gegenwärtig aber ist das Festhalten an der fixen Idee, sie hätten doch die vom Freiheitsdrang getriebene Regierung und die russische wäre auch besser, wenn das nicht der deutsche Einfluß verhindert hätte, wie von anderer Seite entbehrt wurde, politisch töricht und eine Hinderung jeder Verständigung, auf die wir doch nun eines Tages hinsteuern müssen, je eher, je besser.

Noch eine Absonderlichkeit des Aufstiegs der französischen Genossen auf die Friedenskundgebung des deutschen Parteivorstandes mag hier eine besondere Würdigung erfahren. Es heißt dort, daß ein dauernder Friede nur möglich ist auf dem Prinzip der Nationalitäten, das den Willen einschließt, jede Annexionspolitik zu vermeiden und zugleich den unterdrückten Völkern Europas wieder das Recht zu geben, über sich selbst zu verfügen und zu den Nationen, von denen sie gewalttätig getrennt worden sind, zurückzukehren.

Da dürfen wir doch fragen, zu welchem Zwecke geschieht denn die Teilnahme des französischen Heeres am Kampf um den Besitz der Dardanellen? Welche Völker wollen denn dort die sozialistischen Minister befreien? Wenn nun die Nationen wieder alle in ihre Rechte kommen sollen, wird die französische Regierung Marokko und Algier den Eingebornen wiedergeben, werden die Chinesen wieder Tongking von Frankreich erhalten? Sollen Polen, Finnland, die Mongolen und die kaukasischen Völkerstaaten aus russischer Knechtschaft auch befreit werden?

So weit geht der Freiheitsdrang der französisch-sozialistischen Regierung allerdings nicht, nur in Elsa-Lothringen, Schleswig-Holstein und in Oesterreich sollen die Völker „befreit“ werden. Compère-Morel wendet sich schon gegen die Annexionsidee, das linke Rheinufer für Frankreich in Besitz zu nehmen; auf ein bißchen Mehr oder Weniger kommt es schließlich nicht an.

Gegenüber solchen Auffassungen sind alle Bemühungen einer Verständigung leider zur Fruchtlosigkeit verdammt. Das sind vorläufig recht trübe Aussichten, die für alle Beteiligten zu bebauern sind, aber es wäre töricht, vor diesen Tatsachen die Augen zu schließen. Die Antwort der französischen Parteigenossen wird manchen unserer Parteifreunde in Deutschland darüber aufgeklärt haben, wie abgemessen, sachlich und auch entgegenkommend die politische Stellung der deutschen Reichstagsfraktion und des Parteivorstandes ist. —

Ermattung am Isonzo.

Die blutigen Kämpfe an der österreichisch-italienischen Front werden durch eine Ermattungspause unterbrochen. Der österreichische Generalstab verzeichnet die Tatsache in folgendem Bericht vom Mittwoch abend:

Gestern ermattete auch der gegen das Plateau von Dobro gerichtete Angriff der Italiener. Stellenweise unterhielten sie noch heftiges Artilleriefeuer. Ansonsten rafften sie sich nur mehr zu vereinzelt schwächlichen Vorstößen an, die mühelos abgewiesen wurden.

In den Kämpfen großen Stils trat somit eine Pause ein. Wie die erste, so endete auch die ungleich gewaltigere zweite Schlacht im Görzischen mit einem vollständigen Mißerfolg des angreifenden Feindes, der diesmal in dem ungefähren 30 Kilometer breiten Raume zwischen Monte Sabotino und der Küste 7 Korps mit mindestens 17 Infanterie- und Mobilisierungs-Divisionen einsetzte und um jeden Preis ohne Rücksicht auf Opfer an Menschen und Material durchzudringen versuchte.

Die Gesamtverluste der Italiener sind auf Hunderttausend Mann einzuschätzen. Erst die Gesichte der Leistungen unserer siegreichen Truppen und ihrer Führer in dieser Abwehrschlacht werteten. Unerfährter und unerschütterlich stehen sie noch immer dort, wo sie vor zwei Monaten den Feind erwarteten. Dies gilt nicht nur von den in zwei Schichten heiß umstrittenen Stellungen im Görzischen, sondern von unserer ganzen zur Verteidigung in Südwesten der Monarchie gewählten Kampffront.

Das österreichische Flottenkommando gibt nun eine offizielle Meldung von dem bereits erwähnten neuen Streifzug der österreichischen Flotte an die italienische Küste. Es heißt in dem Bericht:

Am 27. Juli früh unternahm unsere leichte Kreuzer- und Torpedoeinheiten einen erfolgreichen Angriff auf die Eisenbahnstrecke von Ancona bis Pesaro und beschossen die Stationsanlagen, Bahnhofsmagazine, Wachthäuser und Eisenbahnbrücken an dieser Küstenstrecke mit gutem Erfolg. Mehrere Lokomotiven und zahlreiche Waggons wurden demoliert. Ein Bahnhofsmagazin geriet in Brand, der eine starke Explosion zur Folge hatte.

Gleichzeitig belegten unsere Seeflugzeuge den Bahnhof, eine Batterie, Kasernen und sonstige militärische Objekte Anconas erfolgreich mit Bomben, wobei der Kanonierbahnhof sehr stark beschädigt und viel rollendes Material zerstört wurde. In einem Naphtatank entstand ein noch auf 30 Seemeilen sichtbarer Brand.

Alle Einheiten sind ohne Verluste eingerückt; feindliche Seestreitkräfte wurden nicht gestört.

Ancona ist der befestigte Kriegshafen an der italienischen Adriaküste. Pesaro liegt nördlich davon. Die beschossene Eisenbahnlinie ist eine der wenigen von Nord- nach Süditalien führenden durchgehenden Strecken und führt unmittelbar an der Küste entlang. Die Zerstörung der Bahnanlagen bedeutet eine sehr wesentliche Störung des italienischen Nachschubs auf dem Kriegsschauplatz.

Wie am Isonzo, so erleiden die Italiener in Tripolis eine Schlappe nach der andern. Ihre Verluste sind außerordentlich hoch. Der „Corriere d'Italia“ berichtet aus Tunis, daß die Garnison von Matut infolge eines heftigen Angriffs der Rebellen in der Nacht zum 9. Juni hat weichen müssen und sich nur unter schweren Kämpfen auf französisches Gebiet retten konnte. Nach der Räumung von Matut und der Dase Sinaun ist nun auch Ghadamä unbehaltbar geworden, und die Garnison hat bereits weichen müssen, sich nach Tunis zurückzuziehen, noch ehe die Rebellen sie dazu zwingen. Die französischen Truppen an

der Südgrenze von Tunis enthalten sich zwar der Feindseligkeiten gegen die Araber, schüßen aber die Grenzen und damit auch die auf tunesisches Gebiet geflüchteten italienischen Besatzungen vor ihnen. —

Die Beute der U-Boote.

In der englischen Presse wird die Nachricht verbreitet, daß in den bisherigen 22 Wochen des Unterseebootkrieges 98 englische und 95 neutrale Handelschiffe versenkt worden seien. Wie nun Wolffs Bureau von zuständiger Stelle erfährt, stimmen diese Zahlen nicht.

Es sind vielmehr bis zum 25. Juli von deutschen Unterseebooten im Kriegsgelände versenkt worden 229 englische, 30 andre feindliche und 6 mit feindlichen verwechselte neutrale Schiffe.

Außer diesen neutralen Schiffen sind weitere 27 neutrale von deutschen U-Booten angehalten und untersucht worden wegen Führens von Banntware. Sie wurden nach dem Freizugrecht versenkt, da sie nicht eingebracht werden konnten. Der Vollständigkeit halber wird noch erwähnt, daß außerdem drei neutrale Schiffe von deutschen Unterseebooten infolge von Verwechslung angehalten, aber nicht versenkt worden sind.

Inzwischen liegen wieder Meldungen über weitere Tätigkeit der Unterseeboote vor: Der norwegische Dampfer „Zimreite“ aus Bergen, mit 3819 Tonnen Wasserverdrängung, wurde im Atlantischen Ozean von einem deutschen Unterseeboot versenkt. Die Besatzung von 20 Mann wurde am Montag früh in Stornoway gelandet.

Die schwedische Brigg „Fortuna“ wurde auf der Reise von Galmstad nach Westharkpool in der Nordsee von einem deutschen Unterseeboot in Brand geschossen. Die Besatzung wurde zunächst an Bord des Unterseebootes genommen und darauf an einen gekaperten norwegischen Dampfer abgegeben, der nach Kuzhagen geführt wurde.

Der dänische Dampfer „Else“ hat in Thuenmouth die Besatzung der norwegischen Bark „O. P. Savlig“ gelandet, die am Sonntag von einem deutschen Unterseeboot in Brand gesetzt worden war.

Die englischen Fischdampfer „Salacia“ und „Zeoni“ sind ebenfalls von Unterseebooten versenkt worden. Die Besatzungen wurden in Lowestoft gelandet. —

Ein verständiger Bescheid.

Die „Münchener Post“ sieht sich genötigt, gegenüber der bayrischen Zentrums-Presse das Recht der Sozialdemokratie zu verteidigen, zur Bekämpfung des Lebensmittellwunders Versammlungen zu veranstalten. In diesem Zusammenhang gewinnt der von unserm Münchener Parteiblatt abgedruckte Bescheid des stellvertretenden Generalkommandos ein besonderes Interesse. Er lautet:

Nr. 70 238.
Stellvert. Generalkommando 1. Bahr. U.-S.

München 6. 28. Juni 1915.
Herrn Hans Zimmerfall, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, Hochwohlgeboren.
München, Altheimered 18.

Im Abdruck an das 1. Bezirksamt München.
Betreff: Abhaltung von Versammlungen.

In Würdigung der Tatsache, daß in sehr weiten Bevölkerungskreisen, namentlich der minderbemittelten Schichten, eine wachsende Beunruhigung wegen der immer höher ansteigenden Preise der wichtigsten Lebensmittel aller Art besteht, wird die Abhaltung der am 29. Juni 1915 in der Brauerei Rasing einberufenen Volksversammlung, welche die sachliche Besprechung dieser Verhältnisse und ihre Abhilfe zum Zwecke hat, unter Zulassung einer in sachlicher Grenzen gehaltenen Diskussion genehmigt.

Es war für die Erteilung dieser Erlaubnis der Gesichtspunkt maßgebend, daß es für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vorzuziehen sei, den Klagen der großen Masse der wirtschaftlich Schwachen, die von den hohen Lebensmittelpreisen besonders empfindlich betroffen sind, einen unter der Kontrolle von geordneten und organisierten Versammlungen stehenden Ausdruck geben und dabei durch die Veranstalter auf die angebotenen Abhilfen hinweisen zu lassen, statt ein Verbot solcher Versammlungen zu verfügen.

Das stellvert. Generalkommando vertraut den Herren Einberufern der Versammlung, daß sie in dem vorstehenden Sinne aufklärend und beruhigend diese Versammlung und die daran anschließende Diskussion abhalten und leiten werden, und daß sie dafür Sorge tragen werden, daß in der Diskussion nicht die Friedensziele zur Erörterung gelangen.

Der Kommandierende General: v. d. Lann.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Grundsätze, die das bayrische Generalkommando hier niedergelegt hat, auch im übrigen Reichsgebiet sich durchsetzen. —

Ja, damals...

Eine sehr interessante Feststellung kommt eben auf dem Umweg über die englische Presse nach Deutschland. Es sind durch den „Labour Leader“ einige englische Preßstimmen aus dem Jahre 1887 ausgegraben worden, aus jener Zeit, als der Schnäbele-Konflikt zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich zu führen drohte und die Frage des Durchmarsches deutscher oder französischer Truppen durch Belgien die Gemüter auf das lebhafteste beschäftigte.

Damals war in England die Torypartei am Ruder und ihr führendes Organ nahm in dieser Angelegenheit, wie man zugeben muß, eine höchst ruhige und kühle Haltung ein. Im „Standard“ vom 4. Februar 1887 z. B., dessen Leiter der Außenfreund des konservativen Führers Lord Salisbury war, wird ganz einfach erklärt, daß ein bloßes Durchzugsrecht durch Belgien etwas anderes sei als dauernde und rechtswidrige Besetzung seines Territoriums; für England könne es nicht schwer sein, von Bismarck weitgehende und genügende Sicherheiten für die Integrität des belgischen Gebietes nach dem Kriege zu erhalten.

Nichts anderes als ein bloßes Durchzugsrecht hat die deutsche Regierung bekanntlich vor einem Jahre von der belgischen verlangt, und sie hat auch weitgehende und genügende Sicherheiten für die Integrität des belgischen Gebietes nach dem Kriege gegeben!

Ein ähnliches Zitat wie aus dem „Standard“ wird aus

dem „Spectator“ wiedergegeben und auch die liberale Seite kommt zu Wort, in dem die „Ball Mall Gazette“ mit dem bekannten inzwischen verstorbenen Publizisten Stead zitiert wird. Alle diese Artikel sehen in einem Durchzug durch Belgien eine militärische Notwendigkeit sowohl für Deutschland als auch für Frankreich, da alle natürlichen Zugangstrassen zwischen diesen Ländern so gesperrt seien, daß sie für schnelle militärische Entscheidungen nicht benutzbar seien. Kein englisches Blatt sah in einem solchen Fall in dem Verhalten Frankreichs oder Deutschlands eine Verletzung der nationalen Ehre Belgiens und die Notwendigkeit des englischen Einschreitens gegen das betreffende Land.

Wir geben diese Preßäußerungen wieder, nicht um ihnen zuzustimmen oder sie abzulehnen, sondern um sie einfach als Beweis dafür anzuführen, daß diejenigen englischen Politiker, die sich jetzt nicht genug moralisch und politisch entrichten können über das Verhalten Deutschlands, zu anderer Zeit, wo sie zu Deutschland in einem andern Verhältnis gestanden haben, ganz anders über die gleiche Sache dachten. —

Notizen.

Keine Antwortnote an Amerika. Wie die „Voss. Ztg.“ erfährt, wird die deutsche Regierung die letzte amerikanische Note zunächst nicht beantworten. Der U-Boot-Krieg wird mit allem Nachdruck fortgeführt. —

Die deutschen Zivilgefangenen in Frankreich. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt über die Lage der deutschen Zivilgefangenen in Frankreich: Wie die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika mitteilt, hat ein Vertreter der amerikanischen Volksgesellschaft in Paris die Zivilgefangenenlager in Frankreich besucht und über verschiedene Mißstände berichtet. Seine Wahrnehmungen sind der französischen Regierung mitgeteilt und von dieser näher untersucht worden. Nach einem jetzt vorliegenden Bericht hat die französische Regierung die vorgebrachten Klagen durchweg als berechtigt anerkannt und für die Beseitigung der Mißstände Anordnungen getroffen. —

Gleichfalls. In der „Champagne-Kriegszeitung“ ist zu lesen: „Zwei Landwehrlente älteren Jahrgangs haben sich am Wege niedergelassen, um in Ruhe ihre Pfeife zu rauchen. Da nähert sich ihnen ein Pferd mit einem Unterricht darauf, dem augenscheinlich die Natur des Pferdes noch etwas unheimlich ist. Das Pferd zeigt Lust, im Kreise zu gehen, der Reiter, mit seiner Nase andauernd in die Mähne des Pferdes zu stoßen. Trotzdem kommt er näher. Die beiden Landwehrlente erheben sich, um zu grüßen. Der verzweifelte Reiter, der kläglich schreit, daß er zum Vorbeikommen wenigstens eine halbe Stunde brauchen wird, ruft den beiden zu: „Sitzenbleiben, sitzenbleiben!“ — „Danke, gleichfalls.“ erwidert ein Landwehrlente. —

Neue Arbeiterforderungen in England. Das Einigungsamt für das schottische Kohlenrevier tagte am 27. Juli in Glasgow, um über die Forderung der Belegschaft auf eine Tageszulage von 1 Schilling zu verhandeln. Es mußte sich vertagen, ohne eine Einigung erzielt zu haben. Die „Times“ schreibt: „Kaum war der Bergmannsstreik beigelegt, als Schwierigkeiten mit den Eisenbahnen in einigen Kohlenbezirken von Südwales entstanden; sie drohten am 30. Juli zu streiken, wenn ihre Lohnforderungen nicht bewilligt würden. Die Angelegenheit ist zur Zufriedenheit der Beute erledigt worden, aber der Fall zeigt, daß die Arbeiterschwierigkeiten noch nicht beendet sind, selbst in den so lebenswichtigen Verkehrsgewerben.“ —

Explosion in einer Londoner Luftschiffhalle. In der Luftschiffhalle in Londoner Distrikt Wormwood Scrube ereignete sich, wahrscheinlich infolge des Entweichens von Gas, eine Explosion, durch die drei Personen getötet und 20 verletzt wurden. —

Die Explosion auf Malta. Zur Explosion im Marinearsenal auf Malta meldet der Mailänder „Secolo“ noch folgende Einzelheiten: Die furchtbare Explosion rührte vom Plaken einer Mine her, die mit vielen andern in derselben Kasematte untergebracht war. Die Explosion, die am helllichten Tage erfolgte, sprengte die Kasematte in die Luft. Ungefähr dreißig Arsenalarbeiter und Matrosen wurden getötet. Das Arsenal befindet sich im Dorf Englea, in der Nähe von Valetta. Die Festigkeit der Explosion war so stark, daß große, ins Meer geschleuderte Trümmer ein im Hafen befindliches Hospitalschiff trafen, an dessen Bord verschiedene Leute verwundet wurden. —

Italienische Fliegerbomben. Aus Innsbruck wird gemeldet: Nachdem sich schon bisher täglich feindliche Flieger in der Nähe von Riva zeigten, erfolgte am 23. Juli abends gleichzeitig ein Angriff dreier feindlicher Flieger auf die Stadt, die mit acht Bomben belegt wurde, ohne daß jedoch ein nennenswerter Schaden angerichtet wurde. Die Flugzeuge wurden lebhaft beschossen, entkamen jedoch. —

Die Nahrungsmittelversorgung in Frankreich. Die sozialistische Fraktion der französischen Kammer beschäftigte sich kürzlich mit der Frage der Nahrungsmittelversorgung für das kommende Jahr. Das Resultat der Verhandlungen wurde in einer längeren Resolution niedergelegt. Darin wird darauf hingewiesen, daß alle bisherigen Maßnahmen ungenügend waren. Unbedingt gefordert werden müsse daher das Recht der Beschlagnahme von Getreide und Mehl auch für die Zivilbehörden, Höchstpreise für Getreide und Mehl, Aufkauf- und Einfuhrrecht für ausländisches Getreide ausschließlich durch den Staat usw. —

„Guerre Sociale“ beschlagnahmt. Blättermeldungen aus Paris zufolge ist die „Guerre Sociale“, welche trotz des Verbots der Zensurbehörde einen Artikel Herbes mit dem Titel „Die Regierung und das Oberkommando“ veröffentlicht hat, beschlagnahmt worden. —

Die Bekämpfung der Epidemien in Serbien. In einem Brief aus Nißch, den das Madrider Blatt „ABC“ veröffentlicht, wird gesagt: Serbien hat eine große Schlacht gewonnen; die Besiegten sind die Cholera, die Dysenterie und der Typhus. Mit Hilfe französischer und amerikanischer sowie der eigenen Ärzte hat die Regierung durch eine Art medizinischer Diktatur, mit schonungslosem Wiedererkennen, die Epidemien erfolgreich bekämpft. Die Ziffern benehmen es. Im Februar und März entfielen 43 Tote auf 100 Kranke. Heute ist der Prozentsatz auf 8 gesunken. Der Typhus, der am schlimmsten gewütet hat, macht heute nur noch 12 Prozent der übrigen Krankheitsfälle aus. —

Typhus und Ruhr an den Dardanellen. Der Unterstaatssekretär des englischen Kriegsamts, Tennant, antwortete einem Parlamentsmitglied auf eine Anfrage über den Gesundheitszustand der Truppen an den Dardanellen schriftlich, daß in gewissem Umfang Typhus und Ruhr herrschten.

Cholera-gefahr in Südrussland. Wie die „Neue Zürcher Zeitung“ aus Petersburg erfährt, veröffentlichten die kleineren Zeitungen einen vom Chef des Militärbezirks genehmigten Aufruf der städtischen Sanitätskommission an die Bevölkerung. Diese wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Cholera-gefahr immer größer werde und die schlimmsten Folgen angeht der Tatsache entstehen könnten, daß Kiev sehr nahe an der Kriegszone gelegen ist. Die Sanitätskommission mahnt daher die Bevölkerung zur Vorsicht, erteilt ihr einige Ratsschläge und läßt die Einwohnerschaft ein, die von der Stadt eröffneten unentgeltlichen Impfstellen zu benutzen. —

Unruhen in Indien? Amerikanische Zeitungen enthalten folgende Nachricht aus Manila vom 5. Juli: Die Offiziere und Fahrgäste des eingelaufenen spanischen Postdampfers „Micaela“, welcher unterwegs von Manila, Colombo, Ceylon, und Singapur über die Inseln der Ostsee, die Inseln von Java, und die Inseln von Sumatra nach Manila unterwegs war, wurden von mehreren englischen Truppen streng bestraft worden sein. Nachdem mehrere Engländer ermordet und Verwundete gefangen worden waren, wurde das Kriegsschiff verhaftet, die Europäer bewaffnet, die militärischen englischen Untertanen in die Arme eingestellt und Vorbereitungen getroffen, um die weißen Frauen und Kinder nach Australasien oder nach der Heimat zu bringen. In Singapur rief die Behörden alle englischen Untertanen zwischen 20 und 30 Jahren zu den Waffen auf. Auch unter der eingebornen Bevölkerung im Norden von Borneo herrscht Unruhe. —

Die Obrigkeit weiß das besser! Die „Luzette“ erzählt die folgende Geschichte: Im japanischen Feldzug untersuchte der russische Oberarzt zwei russische Soldaten, die verwundet waren und kein Lebenszeichen von sich gaben. Er hielt sie für tot und ließ sie liegen. Nachkommende Sanitäter bemerkten ein leises Stöhnen und nahmen die angeblichen Toten auf, um sie zum Verbandplatz zu bringen. Sie werden vom Lazarettgehilfen angehalten: „Wohin mit den Toten?“ — „Sie sind nicht tot, sie haben noch gestöhnt.“ antworteten die Sanitäter. — „Was soll das bedeuten, Ihr Langenichtse!“ ruft der Vorgeleitete aus. „Wenn die Obrigkeit sagt, sie sind tot, so sind sie tot! Die Obrigkeit weiß das besser!“ (Nachalstwo letsche gnajet!) Die beiden Soldaten wurden dem Schicksal überlassen. „Auch jetzt“, fügt das Blatt hinzu, „weß die Obrigkeit es immer besser.“ —

Russische Gegenstöße.

W. L. B. Großes Hauptquartier, 29. Juli 1915. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Flandern schoß unsere Artillerie einen auf dem Furneskanal liegenden Prahm in den Grund, auf dem ein schweres Schiffsgeschütz eingebaut war.

Westlich von Souchez wurde ein französischer Angriff abgewiesen.

Bei Ebenchy, in den Argonnen und bei Baugnois sprengten wir mit Erfolg Minen. Französische Sprengungen in der Champagne verliefen ergebnislos.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nördlich des Njemen ist die Lage unverändert. Nordöstlich von Suwalki beiderseits der nach Olita führenden Bahn besetzten unsere Truppen einen Teil der feindlichen Stellungen und machten dabei 2910 Gefangene und erbeuteten zwei Maschinengewehre.

Gestern und in der Nacht zu heute wiederholten die Russen ihre Angriffe gegen unsere Front südlich des Narew und südlich von Nasielsk. Alle Vorstöße scheiterten unter schweren feindlichen Verlusten.

Westlich von Nowo-Georgiewsk auf dem Südufer der Weichsel nahm eine halbe deutsche Kompanie bei einem Ueberfall 128 Russen gefangen.

In der Gegend südwestlich von Gora-Kalwarja versuchten die Russen in der Nacht vom 27. zum 28. Juli nach Westen vorzudringen. Sie wurden gestern angegriffen und zurückgeworfen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage bei den deutschen Truppen ist im allgemeinen unverändert.

Oberste Seeresleitung.

Depeschen.

Amerika und England.

W. L. B. London, 29. Juli. Die „Times“ meldet aus Washington: Die Vereinigten Staaten brechen wegen der Versenkung des Dampfers „Leelanaw“ nicht mit Deutschland, denn der Kommandant des Unterseebootes scheint die erforderlichen Rücksichten geübt zu haben, bevor das Schiff die Banngutladung versenkte. Es ist unwahrscheinlich, daß die englische Note den Vereinigten Staaten völlig annehmbar erscheint.

Sieben erschienen:

Jean Jaurès

sein Leben und Wirken
Zur Erinnerung an seinen Todestag (31. Juli 1914)

Von **M. Beer**
Verfasser von „Der Sozialismus in England“

Preis 10 Pfg.

Buchhandlung Volksstimme
Große Münzstraße 3



Seefische sind gesund

nährhaft und bekömmlich!
Überzeugen Sie sich bitte, daß unsere Seefische
jezt genau so frisch sind wie im Winter.

- ff. fetten Seelachs im Ausschnitt . . . pro Pfund **40** J
 - ff. fetten Kabeljau im Ausschnitt . . . pro Pfund **55** J
 - ff. großen Schellfisch im Ausschnitt . . . pro Pfund **55** J
- | | |
|---|--|
| ff. Holl. Angelschellfisch allerfeinste Qualität 60 J | ff. dänische Goldbutten große pro Pfund 55 J |
| ff. kleine Schellfische zum Braten pro Pfund 30 J | ff. frische Bratschollen pro Pfund 35 J |
| ff. kleiner Kabeljau mit Kopf pro Pfund 35 J | ff. frische Rotzungen . . . pro Pfund 80 J |
- ff. Fischfilet** unsere Spezialität ohne Gräten, sehr beliebt . . . Pfund **1.00**
- ff. norwegische Fischdelikatessen** für Feldpostpakete besonders geeignet!
- Delikatess-Heringe** in Tomate Dose 60 J **Makrelen** in Tomate Dose 60 J
Sardinen in Öl oder Tomate Dose 35 50 60 70 80 bis zu 150 J
Appetitsild . . . Dose 40 50 65 J **Gabelbissen** . . . Dose 60 80 100 J
- Bestellungen erbitten wir ergebenst bis morgens 9 Uhr. 1133

Magdeburger Fischhallen

Größtes Fisch-Spezialgeschäft 1133
Alte Ulrichstr. 13 Breiteweg 89/90
Telephon 7262. Telephon 2953.

Lange & Münzer

Breiteweg 51, 51a, 52

Trauer-

Hüte, Kleider, Blusen, Röcke,
Handschuhe, Schleier, Krepps

287 neu. usw.
in allen Preislagen und größter Auswahl.

Anfertigung von Kleidern innerhalb 12 Std.

Ab Petriförder Ab Petriförder
Gerrenkrug- Gerrenkrug-
Wartehalle Wartehalle

Dampferfahrten nach Hohenwarthe — Niegripp
Wochentags 7 und 2 1/2 Uhr

1180 **Stettin & Lüdeke.**

Ferienfahrten nach Hohenwarthe mit
Salondampfer Frida-Martha. Wochen-
tags Abfahrt vorm. 8 u. nachm. 2 1/2 Uhr.
Sonntags vormittags 7 und 10 Uhr, nachmittags 2 1/2 Uhr.

Abfahrt über Strombrücke links.
Haltestelle Zitadelle der Straßenbahn.
Fahrtpreis einseitig 30 J, hin und zurück 50 J. Schüler die Hälfte.
Kinder bis 6 Jahren wochentags frei. 887 Stahlberg.

Himbeersaft
frisch von der Presse.

Bogel & Co., G. m. b. H., Braunehirschtstraße 2

Schuhwaren
kaufen Sie immer noch billig im

Schuhhaus Schulze,
30 Große Diesdorfer Straße 30. 890

Stephanshallen
Direktion Rich. Froherz

Täglich abends 8 Uhr:
Der ersten Zeit entsprechende Vorträge.
Vorzeiger dieser Annonce hat außer Sonnabend u. Sonntag freien Eintritt.

Zigarren u. Zigaretten kauf.
Sie sehr preiswert in meinem
Geschäft, Neustadt, Lübecker
Str. 30, Niederwerk, schon von
100 St. an Rabatt. W. Simon.

Kaufe alte 1119
Kanarienhähne
die noch gut singen,
junge Hähne
von erster Brut, gelbe Weibchen.
J. Tischler, Annastr. 25 u. 36

Wo steht der Hauptfeind?

Von **Konrad Haenisch**, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses.
Preis 10 Pfennig.

Alle unsere Austrägerinnen nehmen Bestellungen darauf entgegen.

Buchhandlung Volksstimme, Gr. Münzstraße 3.

Im Kampfe fürs Vaterland fiel am 20. Juli
unser lieber Sohn, unser guter Bruder und
Schwager, mein geliebter Bräutigam, unser
lieber Schwiegersohn 838

Ernst Hoffmann

im Infanterie-Regiment Nr. 66, 7. Kompanie, im
Alter von 21 Jahren.

Dies zeigen tiefbetrubt an
**Albert Hoffmann nebst Frau und
Kindern**
**Lina Bartelmann als Braut
Fam. Bartelmann als Schwiegereltern.**

Furchtlos, als Held, gingst du aus unsrer Mitte,
Wir glaubten fest an deine Wiederkehr.
Ach, es ist doch kaum zu fassen,
Daß du nie mehr kehrst zurück.
Zu jung mußttest du dein Leben lassen,
Zeitstört ist unser aller Glück.
Ein jeder, der dich hat gekannt
Und auch dein gutes Herz,
Der drückt uns nur noch stumm die Hand
In diesem tiefen Schmerz.
Du schriebsst so oft: Auf Wiedersehen!
Doch niemals sollte dies geschehen.
Ein treu Gedenken woll'n wir dir erhalten,
Nun schlummere sanft, du treues, liebes Herz.

Bierpalast
39 Breiteweg 39
Täglich
KONZERT
884 Andreas Berg.

Schönebeck.
Eine Lore
neue Kartoffeln
ist heute eingetroffen. Verkauf
von 5 Pfund an. 1129
Rosen-Kartoffeln 10 Pf. 85 Pf.
blaue Kartoffeln 10 Pf. 90 Pf.
Zentner 8.25 und 8.75 Mk.
Max Grimm, Königstraße 1a
bei Musikmeister Kühne im Hause.

Zur Beachtung!

Gemäß einer Reichsgerichts-
Entscheidung braucht für
Druckfehler, welche durch
unleserliche oder undeutliche
Schrift entstanden sind, kein
Erlaß geleistet zu werden.

Deshalb müssen
alle Anzeigen-Anträge
recht deutlich geschrieben
sein.

Auch lehnen wir jede Gas-
tung ab für Verleger in
telephonisch aufgegebenen An-
zeigen.

Verlag der Volksstimme.

Konsumverein Neuhaldensleben

Sonntag den 1. August, von 7 bis 12 Uhr
Dividendenmarken-Abnahme.

Öffentliche Versteigerung.

Am Mittwoch den 4. August 1915, vormittags 10 Uhr,
sollen auf dem Hofe des Polizei-Präsidenten, Halber-
städter Straße 133 1131

1 Tafelwagen von 20 kg Tragfähigkeit, 2 Tafel-
wagen von je 10 kg Tragfähigkeit, 6 Gewichte
von je 20 kg, 1 Gewicht von 10 kg, 1 Gewicht
von 5 kg, 5 Gewichte von je 2 kg, 5 Gewichte
von je 1 kg, 4 Gewichte von je 0,5 kg, 36 Ge-
wichte von je 200 g, 20 Gewichte von je 100 g,
sämtlich gebrauchsfähig, und 25 kg Eisen
unversteigert gegen Barzahlung versteigert werden.

Halberstadt. 1134 Halberstadt.

Mit dem heutigen Tage eröffne ich den Verkauf von

Wurst- und Fleischwaren
der Firma Fr. Heine & Co.

Zur heutigen Zeit entsprechend wird alles zu den billigsten
Tagespreisen berechnet, und rechnet auf gütige Unterstützung

G. Bollmann, Gerberstr. 15

Am 16. Juni starb den Heldentod bei einem
Sturmangriff unser lieber Bruder, Schwager und
Onkel 837

Gustav Nielebock

Muskettier im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 153,
8. Kompanie, im 30. Lebensjahre.
Dies zeigen in tiefem Schmerz an
Magdeburg, den 28. Juli 1915

**Familien Nielebock, Adler, Nowack
und Hillebrecht.**

Ruhe sanft, du tapfere Held, in fremder Erde!

Städtisch. Orchester.
Wilhelma.
Sonnabend, 31. Juli,
abends 8 Uhr 881

**Grosses
Volkskonzert**
Leitung: Kapellmeister
Siegfried Blummann.
Eintrittskarten
im Vorverkauf . . . 20 Pf.
an der Abendkasse . . . 30 Pf.
Militär in Uniform hat freien
Zutritt.

Strauertarten
empfehlen
Buchhandl. Volksstimme

Arbeitsmarkt

F Ditzsch
Lübecker Straße Nr. 120
Hüte, Mützen
Schirme, Handschuhe
Wäsche, Kraw.
Hosenträger
Stöcke etc.

Wurst- und Fleischwaren
der Firma Fr. Heine & Co.

Zur heutigen Zeit entsprechend wird alles zu den billigsten
Tagespreisen berechnet, und rechnet auf gütige Unterstützung

G. Bollmann, Gerberstr. 15

Viktoria-Theater
Freitag, 30. Juli, abends 8 Uhr
Zweites und letztes Gastspiel
Anton Franck.

Die schwebende Singsfrau
Sonnabend, 31. Juli, abds. 8 Uhr
Achter literarischer Abend
(Max Dreyer) 885

Die Siebzehnjährigen.

Kutscher
zuverlässig, sucht 1128
W. Schüttelffel Nachf., Buckau.

**Wetterer
Kutscher**
sofort gesucht. 1112
C. L. Schnakenburg
Magdeburg, Straße 19.

Kaufe meine Pfandscheine!
Zahle für jede Mark Karte b. 50 J
M. Grimmig, Kl. Junkerstr. 2.

Zigaretten in allen Preislagen
zu Fabrikpreisen verkauft 121
an Private wir während des Krieges
Bonitas Zigaretten-
Fabrik **nur im Kontor**
3 Treppen
Große Münzstraße 18.

**ZENTRAL
THEATER**

Beispiellos durch-
schlagender Erfolg
der köstlichen Meister-
Operette

Wiener Blut.

Die Aufführung ist
eine absolute außer-
gewöhnliche und erlangt sich
dank ihrer hohen Quali-
täten den warmen Bei-
fall des hochverehrten
Premierenpublikums. 278

Sonntag nachmittag
bei kleinen Preisen:

Frühlings- luft.

Lith.-Maschinenmeister
für bunten Plakatdruck und
saubere Arbeiten findet dauer-
hafte Arbeit bei 105

Rob. Hesse & Co.
Magdeburg.

Kutscher
für sofort gesucht. 839
Rohlenhandlung A. Fuchs
Schrotestraße 22.

Selbständigen

Heizungsmonteur
sucht sofort 840
O. Judenberg,
Zentralheizungen,
Magdeburg, Kaiserstr. 105.

Lehrling. 1113
Für unsere Kisten- u. Baum-
schule suchen wir einen Lehrling
bei monatl. Vergütung 7. 22
Gübner & Co., Reich-Kaiser-
straße 15, 1. oder Oberer Weg.

Sobesanzeige.
Am 26. Juli starb nach
längerem Leiden mein lieber
Mann und unser guter
Vater, Schwieger- und Groß-
vater, der Tabakspinner
Johannes Brückner
im 53. Lebensjahre.
Dies zeigt tiefbetrubt an
Otilie Brückner.

Die Beerdigung findet am
Freitag nachmittag 3 Uhr
von der Neuhaider Fried-
hofskapelle aus statt. 836

Als Opfer des grausamen Weltkriegs fiel
am 9. Juli unser treuer, eifriger Turngenosse, der
Zimmerer **Karl Röber** 1132

Sein stilles, aufrichtiges Wesen sichert ihm
ein dauerndes Andenken in unsern Reihen.
Halberstadt, den 29. Juli.

Arbeiter-Turnverein Freiheit.

**Verband der Maler u. Lackierer
Filiale Magdeburg.**

Als weiteres Opfer dieses fürchterlichen
Weltkriegs fiel am 18. Juli unser treues Mitglied

Otto Knochenhauer

im Alter von 27 Jahren.
Wir verlieren in ihm ein eifriges und
tätiges Mitglied und wissen den Verlust mit
seinen Angehörigen zu würdigen.

1127 Der Vorstand.

„Im Westen steht die Feuerwehr“.

Ein Dresdner Parteilgenosse schreibt der dortigen „Volkszeitung“ im Namen seiner Kompanie einen Brief aus dem Felde, der da zeigt, wie verbitternd gewisse Reimerzien und Späße, auch wenn sie harmlos gemeint sein mögen, auf die im Höllefeuer des Krieges ausdauernden Truppen wirken müssen:

Wir hier draußen haben uns daran gewöhnt, daß über unser Leben im Schützengraben in der Heimat eine ganz unwahre Anschauung vorherrscht. Vielleicht tragen wir selbst einen Teil Schuld daran, denn mancher unter uns wird durch die humorvolle Schilderung des Stellungskriegs und dadurch, daß er alles als ungefährlicher darstellt als es ist, um seine Angehörigen in der Heimat zu trösten, seinen Teil zur Bildung einer Schützengrabenlegende beigetragen haben.

Ins Reich der Sage gehört das Schützengraben-Klavier. Man kommt durch die Laufgräben oft kaum mit dem Tornister durch. Eine ernsthafteste Kunstzeitschrift brachte eine Zeichnung: Eine vollständige Regimentskapelle im Schützengraben bei der Plakmusik. Was glaubt wohl der Zeichner, wieviel Takte gespielt werden könnten, bis feindliche Granaten mitten hineingelumpst wären? Und dann die Verkehrsstörung! Die Postenablösung, die Essenholer, die Arbeitskollegen könnten nicht vorüber.

Genau so unendlich ist ein andres Bild in der Münchner „Jugend“. Auch dieser Zeichner hat noch keinen Schützengraben gesehen. Ein Posten steht da, den Helm auf (es wird immer Helmmitze getragen), in Wirklichkeit steht er den Kopf nicht eine Minute ungestraft so hoch hinaus. Unter ihm im Graben hocken drei Kameraden — einer spielt Gitarre, der andre Geige, der dritte Ziehharmonika. Wie idyllisch! Und die Wirklichkeit: Zu den fünf Tagen, die wir vorn sind in vorderster Linie, wird kein lautes Wort gesprochen,

alles wird nur geflüstert. Die Arbeiten werden wenn möglich nur nachts und dann mit äußerster Vorsicht vorgenommen. Wenn wir nachts auf Posten hocken, kommt von drüben eine Handgranate geflogen. Außerdem ist's bei uns Befehl, daß außer den Posten und den Arbeitenden kein Mensch im Graben etwas zu tun hat. Niemand darf sich ohne Urlaubsschein aus dem Kompanieabschnitt entfernen. Mit solchen Bildern vor Augen ist's kein Wunder, wenn sich ein „Dichter“ den blutigen Hohn leistet, ein Couplet zu verbrochen mit dem Reim: Es gibt kein schöneres Leben, als in den Schützengräben!

Das alles lassen wir noch hingehen als Harmlosigkeiten, wenn wir uns auch einer gerechten Beurteilung unsers Kampfes an der Westfront freuen würden. Da ist aber in der Heimat irgendwo solch ein nicht mal zum Bahnhofs fähiger „Tintenstift“, der seinen Pegasus zuschanden reitet, um die an der Westfront kämpfenden Truppen herabzusetzen. Ein Kamerad kommt vom Heimaturlaub zurück. Er wird natürlich bejammert mit Fragen, wie's in der Heimat aussähe, wie die Stimmung sei. Er wagt nicht, wo er mit der Beantwortung der vielen „Kleinen Anfragen“ beginnen sollte, und so erzählt er uns zuerst von

dem Besuch eines Varietéabends, in dem ein Kontiki diesen schönen Reim vorgetragen habe:

„Im Osten steigt ein tapfres Heer,
Im Westen steht die Feuerwehr!“

Uns blieb sozusagen die Spucke weg. Das war doch wirklich stark. Der Mann, der diesen Reim fabriziert hat, fehlte bis jetzt. Wenn ihr, liebe Leser, den Dichter treffen solltet — seid so gut und schickt ihn zu mir. Dann wird ihm die Wirklichkeit einen andern Vers draussetzen. . . .

Wir hatten entdeckt, daß die Franzosen unsern Graben sprengen wollten. Jede Nacht von 12 bis 1 Uhr war Hordpause. Jede Nacht wurde ein Vortreiben des Minenganges festgelegt, jeden Tag konnte die Sprengung vorgenommen werden. Der Abschnitt wurde geräumt — nur zwei Posten blieben zurück. Regelmäßig fand alle zwei Stunden deren Ablösung statt, mehrere Tage lang. Am ersten Osterfeiertag mittags flog unser Graben in einer Breite von 30 Metern in die Luft. Von den beiden Kameraden, die auf Posten gestanden haben, hat niemand mehr etwas gesehen.

20 Meter tief, oben 30 bis 40 Meter breit, gähnt der Sprengtrichter — ihr Helldenzgrab. Das große Loch hat den Franzosen damals wohl gefallen, denn sie trieben uns noch mehrere Gänge entgegen. Um eine nochmalige Sprengung zu verhüten, sollte der feindliche Graben gestürmt werden. Unsere Artillerie bereitete Stundenlang vor, links und rechts der Einbruchsstelle wurden Nebelbomben geworfen, so daß die Franzosen von den Planken aus nichts sehen konnten. Wie die Artillerie schwieg, ging's hinüber — ohne Hurra und mit aufgeschauztem Seitengewehr, voran die Pioniere, beladen mit Handgranaten, die unsere Sturmkolonnen den Weg ebneten. Der erste Graben war zu einer Kartoffelfurche zusammengeschossen; wie wir im dritten waren, ging's nicht weiter.

Schnell wurden die Gräben mit Sandjäten verbarrikadiert. Niederhaft baute ein Teil der Mannschaft die Stellung für unsern Gebrauch um, während der andre Teil mit allen modernen Nahkampfmitteln die Franzosen abwehrte, die immer wieder versuchten, das verlorne Stück wiederzugewinnen. Heber Nacht hatten sie Artillerie herangebracht und früh 3 Uhr ging der Teufel los. Auf jedes Meter Graben warfen sie über 100 Granaten aller Kaliber. Dazu mehrere Sorten Minen, Handgranaten — dazu das immerwährende Maschinengewehr- und Infanteriefeuer — ein Eisenhagel splitterte durch die Luft. Ich dachte an ein Erlebnis aus der Zeit, da mir's noch nicht so im Gehirn brannte und im Ohre dröhnte wie jetzt: Eine Dame bekam einen Nervenschok, als in ihrer Nähe ein Autoreifen platzte. Wenn wir nun auch so zart gebaut wären, wir hätten aus Nervenheimstätten gar nicht mehr heraus. Jeden Tag mühten wir ein Schock Nervenschok kriegen. Hier bekommt man Nerven wie aus Telegraphendrähten. . . ! Ihr kennt nicht das Gefühl, das den Soldaten bewegt, wenn er

aushalten muß im Toben

einer modernen Schlacht, die sich mit Worten unsrer Sprache nicht schildern läßt. Die muß man erlebt haben.

Wenn's mir mal, sollte ich gesund heimkommen, im Leben recht dreißig geht, immer wird's mich aufrichten, wenn ich an dieses Dorf in der Champagne denk'. Die Franzosen wollten da im März durchbrechen. Der Versuch kostete sie 45 000 Menschen. Sie kamen aber nicht durch. Es war grauenhaft. Auf 8 Kilometer Front schossen die Franzosen täglich über 100 000 Granaten ab. Zu zählen war's nicht mehr, Artilleriefachverständige haben's geschätzt. Ich habe mich immer gefragt: Wie mögen sie nur die wahnwitzigen Munitionsmengen heranzubringen? Angriff folgte auf Angriff. Sie kamen, warfen uns zurück, hinter den Sturmzügen kamen Leute mit Sandjäten, Stacheldrahtrollen. Wie sie im Graben waren, begannen gleich das Umbauen. In ihrer eifrigen Arbeit hörten wir sie durch Gegenangriff, nahmen sie gefangen, hielten unsern Graben wieder und setzten uns in ihm fest. Das ging so herüber und hinüber elf Tage lang. Essenholen ging schon keiner mehr, da niemand durch den französischen Geschosshagel, mit dem die Reservefront bedeckt wurde, hindurchkommen wäre. Von Hunger aßen wir unsere eiserne Portion und das Brot und die Schokolade aus den Brotbeuteln der toten Franzosen. Da hat

keiner geglaubt, wieder heimzukommen.

Und wie in der zwölften Nacht Preußen uns ablösten, war's uns zumute, als entstiegen wir unserm Grab. Auf dem Bahnhof sagte ein Offizier: „Gott sei Dank, daß wir der Hölle entronnen sind!“

Wenn in diesen Märztagen die „Feuerwehr“ da nicht ausgehalten hätte, der sichere Tod vor Augen, wenn die Franzosen durchgebrochen wären — auch ohne im Generalstab zu sitzen, kann man sich denken, wie uns das zurückgeworfen hätte.

Auf Patrouille zu gehen auf dem Vormarsch durch Feindesland ist ein gefährliches Unternehmen, hinter jedem Strauch kann der Feind lauern und den Tod herüberjenden. Wie viele aber haben in der Heimat schon von Patrouille im Stellungskrieg gehört? Ist das nötig, wo man den andern Schützengraben genau kennt? In meiner Nähe liegt allnächtlich eine Patrouille im Unterholz. 25 Meter vor dem feindlichen Graben, 400 Meter vor uns. Wenn nachts einmal die Franzosen aus ihrem Graben kommen, uns anzugreifen, entzündet sie ein Faß Petroleum, dessen Leuchten uns den aufstürmenden Feind signalisiert. Wer glaubt, daß der gerade draußen Liegende zurücklehrt? — „Feuerwehr!“

Was müssen die Angehörigen denken, wenn in der Heimat todesmutige Truppen spöttisch als „Feuerwehr“ bezeichnet werden, und wie muß solche abfällige Neuerung auf die wirken, denen sie gilt! Das sind alles auch Menschen, die im weichen, reinen Bett schlafen, im sauberen, traulichen Stübchen mit Frau und Kindern oder Braut sitzen möchten an einem richtiggehenden Tisch, die aber hier draußen seit einem Jahre keine Nacht ununterbrochener Schlaf genießen konnten, die auf Strohliegen in elenden Erdhöhlen, die aber alle das für einen Kulturmenschen so schwer zu ertragende Leben aushalten bis zum Tode oder zur glücklichen Heimkehr. —

Was der Krieg bringt.

Ostrolenta.

Südlich und nördlich dieser Marcowfestung sind deutsche Truppen über den Fluß südwärts gegen den Bug gezogen, um in den Rücken Warschau zu kommen. Einige vorgehobene Erdwerke Ostrolentas sind schon vorher von den Deutschen genommen worden. Vielleicht fällt bald der ganze Platz im deutschen Kampfe gegen die Russen, schneller als die Russen ihn seinerzeit den Polen entreißen konnten.

Denn Ostrolenta ist im Kampfe Polens gegen Rußland 1831 heiß und tapfer von den Polen verteidigt worden. Die deutschen Sympathien standen in dem polnisch-russischen Ringen jenes Jahres, dessen Wagnis sich bei Ostrolenta entscheidend auf die russische Seite neigte, zumeist auf der polnischen Seite. Der leidenschaftlichste Polenfreund war Graf Platen, dessen Kranz von „Polenliebenden“ die Tragödie eines unterliegenden Volkes mit ebenso warmem Mitleid begleitete, wie er den Jaren Ostkaus wildzornig beschimpfte.

Der 26. Mai 1831 machte auf dem Gefilde der jetzt wieder in den Vordergrund getretenen Marcowstadt den polnischen Hoffnungen ein Ende. Es war nicht die russische Hebermacht allein, der die polnischen Streiter erlagen. Innere Zwietracht hatte auch in dieser ersten Stunde der Nation eine straffe Anspannung aller verfügbaren Kräfte verhindert. Die Heere, die der am 29. November des Vorjahres ausgebrochene Aufstand ins Feld zu stellen vermochte, waren dem russischen Koloss gegenüber lächerlich klein. Und trotzdem hatte sich in einer Reihe kleinerer Kämpfe meist der Sieg an ihre Fahnen geheftet. Aber General Dwornicki's allzukühner Vorstoß nach Wolhynien hatte zur ersten Katastrophe, der Abdrängung dieses Korps (25 000 Mann) auf österreichisches Gebiet geführt. So geschwächt, vermochte auch Skrzynski bei Ostrolenta die Wucht des russischen Angriffs nicht mehr auszuhalten.

Graf Diebitzsch, der einst mit Jork die Abmachung von Lauraggen abgeschlossen und dann durch seinen Vorstoß über den Balkan bis Adrianopel den Beinamen Sabalkanski (des Balkan-überschreiters) sich zugelegt hatte, war der Sieger. Freulich wurde der Vorbeerb von Ostrolenta sein Totenkranz. Am 15. Tage nach der Schlacht raffte ihn die Cholera hinweg, samt einem großen Teile seines Heeres. Furchtbarer noch als Rußlands

Barbarenheere brach in jenem Sommer zum erstenmal die indische Seuche Europas Pforten.

Aber für die Polen brachte das Hinsterben des Russenheeres keine Rettung mehr. Am 8. September zog der Nachfolger Diebitzsch im Oberkommando, Paschewitsch Trivanski (weil er das wichtige Griman in Armenien von den Persern erobert hatte), nach einem letzten verzweifelten Widerstand als Sieger in Warschau ein.

„Gebietet hat umsonst der Männer felsenfest Vertrauen,
Umsonst den Brautschmuck dargebracht das Hochgefühl der edlen Frauen.

Sie liegen auf den Anien, indes ringsum Kanonendonner
kracht,
Und stehn in Tempeln rings um Sieg für Polens allerletzte
Schlacht.“

lang Platen über die letzte Schlacht bei Warschau.

Sie ist Polens letzte geliebte. Der siegreiche Zar Nikolaus I. zerbrach die freisinnig schillernde Verfassung, die sein Bruder 1815 dem „Kongresspolen“ verliehen hatte, das heißt den Landesteilen, die von 1795 bis 1807 und 1809 preußisch und österreichisch gewesen waren; beileibe nicht den Litauern und Wolhyniern, auf deren Rücken schon vor 1830 die Krone der Kosaken tanzte.

Noch einmal fuhr das nunmehr auch geknechtete Zentralpolen 1863 auf und

„Sprang dem Bürger an die Brust,
Doch wieder brach ein jäher Frost die kurze, schöne Früh-
lingsluft.

Und mer nicht dortte unterm Sand, wenn nicht zerrieb der
Lundren Frost,
Der fröhst kümmerlich sich hin durch der Verbannung dürftige
Kost.“

Platens Weissagung aber:

„Einst kommen wird ein freies Volk und pflanzen eine Sieges-
trophä“,

Für euch, und ein Simonides besingen dies Thermopylae“
ist den „Schläfern unterm Sand“ von Ostrolenta und Warschau
unerfüllt geblieben. —

Klagen französischer Soldaten.

Gustave Hervé veröffentlicht in seiner „Guerre Sociale“ vom 23. d. M. die Klagen eines von der Front zurückgekehrten Soldaten, die lauten:

„Während wir an der Front nicht schlecht ernährt und von unsern Offizieren väterlich behandelt werden, sind es folgende Dinge, die uns Soldaten an der Front großen Mergel bereiten: In erster Linie ist es unser Wunsch, daß, wenn wir aus unsern Gräben gegen den Feind vorstürmen sollen, unsere Batterien die feindlichen Gräben vorher beschießen und die deutschen Maschinengewehre zum Schweigen bringen, weil sonst jeder Ansturm von uns mit einer sicheren Schlächterei ohne irgendein Resultat endet. Um dieses zu vermeiden, müssen eben diejenigen, die den Befehl durch das Telefon geben, das Gelände selbst studiert haben und uns nicht aufs Geratewohl vorzuführen lassen. Unsere eignen Offiziere mühten ferner nach dem Beispiel des deutschen Generals v. Kluck, der in einem Armeebefehl seinen Truppen die herrlichsten Dinge erzählt, auch unsere Soldaten aufzumuntern suchen.

Wir wünschen ferner, daß, wenn man uns zum Sturm auf einen feindlichen Schützengraben führt, dies nicht allein für den Ruhm, um diesen oder jenen auszuzeichnen, unternimmt, sondern für eine nützliche Sache. Wenn man 200 oder 300 unjrer Leute töten läßt, um einen deutschen Schützengraben zu nehmen, der ohne strategischen Wert ist, oder wenn man Wochen und Monate auf dem gleichen Fleck bleibt, so ist das eine zu kostbare Operation, als daß diese das Resultat aufwiegen würde; und da wir eben nicht alle Dummköpfe sind, so haben wir diese nutzlosen Angriffe bald herausgefunden. Daß unsere Heerführer dabei mit solchen Mitteln strategische Ziele verfolgen, die wir nicht einschätzen könnten, glauben wir nicht. Wenn man uns vorwärts wirft, so wäre es jedenfalls besser, uns einige Tage in unserm Schützengraben ausruhen zu lassen, um so mehr, wenn man keine Reserve zu unsrer Unterstützung zur Verfügung hat; denn wenn man vorwärts stürmt, und nicht durch eine Reserve gelüßt ist, so ver-

Kier man wieder das, was man gewonnen hat. Wollte man das, was man unter diesen Umständen verloren hat, zusammenrechnen, so brähen wir eine herrliche Armee heraus.

Es ist richtig, daß solche überflüssigen Utensilien nunmehr zu Ausnahmen geworden sind, doch unsere Ansicht ist, daß nicht ein einziger solcher Artikel wieder ausgeführt werden dürfte. Daß wir bei solchem Anflutten von unseren eigenen 75er Geschützen beschossen werden, kommt heute allerdings weniger vor, als früher; aber immerhin ist das auch heute noch zu oft der Fall. Es ist doch wirklich drollig, von seiner eignen Artillerie totgeschossen zu werden; dabei haben General Langlois und General Percin Bücher über Bücher geschrieben, um unsern Offizieren die Beziehungen der Waffen zu lehren. Es scheint nun, daß es weniger schwierig ist, zu lehren, als zu handeln.

Die beste Waffe nun ist die Granate, die man mittels der Hand schleudert. Man bewaffnet uns viel zu wenig mit diesen Granaten. Es wäre viel vernünftiger, uns im Werfen dieser Granaten zu unterrichten, als uns mit Marschieren, Paraden usw. zu quälen. Auch an Maschinengewehren fehlt es uns. Wir müssen zehnmal mehr haben nach den Lehren, welche uns die Deutschen seit Ausbruch des Krieges gegeben haben. Gewiß haben wir sie mit unsern 75er Geschützen etwas peinlich überzogen, aber sie hingegen haben uns die Ueberrasschung ihrer Maschinengewehre, von denen sie über Tausende und aber Tausende verfügen, zu kosten gegeben. Für die Defensivseite bedeutet ein Maschinengewehr hundert, ja zweihundert Gewehre. Man mag in die Schlacht so viel Truppen als man nur will, führen, sie alle werden durch diese Maschinengewehre wie Palme niedergemäht! Wir müssen alle im Bedienen der Maschinengewehre unterrichtet werden. Und wenn es nun in den Artilleriedepots Leute gibt, die nicht wissen, wie sie die Zeit totschlagen sollen, warum unterrichtet man sie nicht in der Handhabung der Maschinengewehre? Dazu bedarf es nur einiger Tage. Während in 20 Jahren erst ein Mann herangewachsen ist und ein Maschinengewehr hundert Männer aufwiegt. Warum schafft man nicht Tausend und Tausende von solchen Maschinengewehren?

Die Hauptfrage, die uns quält, ist, daß man durch gute Reformen in der Leitung und durch bedeutende Verbesserungen im Material uns den Winterfeldzug erspart."

Shaw über den Kriegsausbruch.

Der amerikanische frühere Senator Albert J. Beveridge veröffentlicht in „Colliers Weekly“ eine Unterredung mit dem englischen Dramatiker und Sozialisten Georg Bernard Shaw über den Krieg. Shaw sagte:

„Die Verletzung der belgischen Neutralität war nur die formelle Begründung unserer Kriegserklärung. Der gebrochene Vertrag vom Jahre 1839 hat damit nichts zu tun. Seit 1839 wurden viele Verträge ohne Krieg gebrochen. Die wahre Ursache des Krieges war die geheime Verpflichtung Greys an Frankreich, letzteres zu unterstützen, falls es zwischen der deutsch-österreichischen und der französisch-russischen Allianz zu einem Kriege kommen sollte. Sämtliche europäischen Diplomaten haben damit gerechnet, daß ein Zusammenstoß zwischen den beiden Mächtegruppen unvermeidlich sei. Unsere Staatsmänner kamen zum Entschluß, daß wir an diesem Kriege teilnehmen mußten und sie entschlossen sich für Frankreich, da sie glaubten, daß Deutschland nach einem Siege über Frankreich und Rußland auch England angreifen und besiegen würde. Deshalb haben sie gemeinschaftlich mit den französischen Staatsmännern militärische und maritime Pläne ausgearbeitet. Als dann die serbische Angelegenheit zum Kriege führte, waren wir selbstredend bereits zu einer Teilnahme am Kriege verpflichtet.“

„Aber“, fragte Beveridge, „es wurde uns doch immer erzählt, daß die liberale Partei als Friedenspartei die Regierung im Jahre 1906 übernommen habe. Mir wurde gesagt, daß der Friede ihr erster Grundsatz sei!“

„Nicht ganz“, antwortete Shaw, „als die Partei im Jahre 1906 zur Macht gelangte, zeigten sich in ihr zwei Strömungen: eine war imperialistisch, die andre war für Frieden, Rüstungseinschränkung und Reform. Im Kabinett waren beide Strömungen vertreten. Zur ersten gehörten: Asquith, Grey und Salbane; dann kam noch Churchill hinzu, ein glühender militärischer Junker. Die Lage des Kabinetts war keine leichte. Denn obwohl jene Minister von der Notwendigkeit einer Beteiligung am Kriege und der Unterstützung Frankreichs überzeugt waren, so konnten sie doch ihren Anschluß an die französisch-russische Allianz nicht verkünden, da sie hierdurch die Einigkeit der liberalen Partei zerstört haben würden. Sie war deshalb gezwungen, die Erziehung des englisch-französischen Verbundes abzuleugnen.“

„Aber doch nicht etwa behaupten“, fragte Beveridge, „daß die Minister öffentlich gelogen hätten?“

„Der Form nach haben sie nicht gelogen. Asquith hat schon dafür gesorgt: er bestand darauf, daß Grey von den Franzosen eine Note verlangte, in der gesagt wurde, daß die Abmachungen unverbindlich seien. Die Franzosen, die die Rücksichten auf Partei- und Wahlverhältnisse in demokratischen Ländern wohl begreifen, nahmen feierlich Notiz von diesem Verlangen. Asquith konnte also vor das Parlament treten und behaupten, daß wir durch keine geheimen Abmachungen gebunden seien. Und Grey bestätigte es. Auf diese Weise wurde die Nation blindlings in den Krieg geführt. . . Allerdings mußten die geheimen Abmachungen mit Frankreich schließlich dem Parlament enthüllt werden, aber da dies zu einem Zeitpunkt geschah, an dem wir unmittelbar vor dem Kriege mit Deutschland standen, gestatteten die allgemeine Beifügung und Aufregung und das steigende Kriegesieber den Liberalen nicht mehr, sich klar zu werden, daß sie betrogen worden seien; noch mehr: sie erfuhren erst einige Monate später, daß sie auch an die Konservativen betrogen worden seien.“

„Verkauft?“ rief Beveridge überrascht.
„Es existierte nicht nur eine geheime Abmachung mit Frankreich, sondern auch eine mit den Törchen. Asquith war nicht sicher, daß seine Partei nicht rebellieren würde; und Grey hatte eine Opposition der Witzlinge (der Finanzmagnaten Londons) zu befürchten. Als die Bemüßung um höchsten Krieg warfen sich einige junge energiegeliche Lords in ihre Automobile, für-

ten durchs Land zu ihren Parteifreunden, um die drohende liberale Krise im konservativen Interesse auszunutzen. Die Führer kamen nach London und der politische Ruhhandel begann. Die konservativen Führer verpflichteten sich, dem liberalen Ministerium — falls seine Fraktion versagen sollte — die nötigen Stimmen zu liefern und Grey und Asquith bis zur Durchführung ihres Kriegsprogramms zu unterstützen. Als Gegenleistung sollte die liberale Regierung das sozialpolitische Programm fallen lassen.“

Asquith schlug ein und der Handel wurde perfekt. IK

Die Suezwüste als Kriegsweg.

Der Vormarsch der Türken an den Suezkanal, wo jetzt in den größeren Operationen eine vorläufige Ruhe eingetreten ist, beweist daß selbst eine große Wüste, wie die zwischen Syrien und dem Suezkanal, kein Hindernis für die Kriegsführung zu sein braucht. In der Tat geht wie eine gute Uebersicht der „Deutschen Rundschau für Geographie“ zeigt, durch die Wüste bei Suez ein uralter Karawanweg, den wahrscheinlich schon prähistorische Völkerströme bei ihrer Einwanderung nach Afrika benutzten. Später passierte ihn Ramesses II. glücklich, als er den großen Feldzug gegen die hysischen Cheta, die Hethiter der Lutherschen Bibelüberetzung, unternahm, von dem das fagen. „Geschicht des Pentaur“ überauswunderschöne Kunde gibt. Nach ihm kam ein halbes Jahrtausend später von der andern, asiatischen Seite der große assyrische Herrscher Sargon, um das Nilland zu unterwerfen; auch er überwand die Schwierigkeiten des Wüstenwegs glücklich, litt aber auf dem Rückzug sehr mit einem von der Pest dezimierten Heere. Seine beiden Nachfolger Sargonid und Nischabodon unternahmen gleichfalls ägyptische Expeditionen; der letztere verbricht in einer Inschrift sehr anschaulich, wie er in der Suezwüste von „zweiköpfigen Schlangen und geflügelten Wüsten“ arg belästigt wurde.

Aus den Schilderungen Herodots vom Feldzug des Kambyzes erfahren wir die Technik des Wüstenmarsches, die im großen und ganzen heute noch dieselbe ist wie vor 3000 Jahren. Das Belagern des Marichs hängt — wenn nicht Sandstürme von gewaltiger Besehung auftreten, wie sie in der Suezwüste sehr selten, in der Sahara häufig sind und mehrere Expeditionen gegen die Dale Sima des alten Jupiter Ammon z. B. vernichtet haben — von der genügenden Wasserversorgung ab, die durch Kamelkarawanen gewährleistet wird, welche die Karavennämme des Grenzlandes stellen. Wer sich mit ihren Schicksal nicht das gewöhnliche Spiel; das mußten schon die Römer, und deshalb war Arabia in der Kaiserzeit eine „provincia principis“, deren Militär- und Zivilkommando der Kaiser ohne Hinzuziehung des Senats besetzte. Der „einzige Fall der Weltgeschichte“, wo ein Heeresmarsch durch die Suezwüste mißglückte, war der Zug des Perdikkas in der sogenannten Diadochenzeit, des vorjenseitigen Nachfolgers Alexanders des Großen, der 332 die Schwierigkeiten dieser Wüste ebenso überwunden hatte, wie er später das furchtbare Todesfeld der gedrohten Wüste bezwang. Perdikkas scheiterte, weil er kein Organisationsstalent hatte und die Araberstämme wie perfide Satrapenwölfe behandelte.

Somit hat man immer die Empfindlichkeit und Begehrlichkeit der syrisch-arabischen Beduinen gehonnt, so daß sie bis auf den heutigen Tag sich praktisch unabhängig erhalten haben, wenn sie auch nominell dem Sultan als dem Kalifen gehorchen. Diese Verbindung mit der Türkei datiert seit dem Zuge Selims I. 1513 gegen Ägypten, der mit der Unterwerfung des Nillandes zugleich die Verlegung des Kalifats (der letzte Schattenfall aus dem einst so ruhmollen Geschlecht der Abbasiden, der in Ägypten im Exil lebte, ward zwangsweise pensioniert) nach Konstantinopel einbrachte.

Mancher Eroberer, zuletzt Napoleon I., hat an die Ausrottung der unheimlichen Beduinenherden der Wüstenstraße gedacht, aber dann bliebe sie einfach unpassierbar, bis ein Schienenweg von Syrien zum Nildelta gelegt sein wird. So hat denn auch Napoleon auf der syrischen Expedition 1799 ein „Wüstenheil“ mit den Komaden gesucht und die Schwierigkeiten der Suezwüste bewältigt; auf dem Rückzug freilich hatte das Heer, in dem noch dazu die Pest grassierte, zahlreiche Verluste — aber bekanntlich hat Napoleon nie die erforderlichen Maßregeln für seine Rückzüge getroffen. —

In Kurland hinter den Russen her.

Aus dem Kriegstagebuch eines deutschen Offiziers veröffentlicht die „Köln. Volksztg.“ u. a. folgende Zeilen:

„Ein kurzer Halt, um unsere Nachbarruppen mit uns auf eine Höhe kommen zu lassen, dann wurde der Weitermarsch in die wechselvolle kurländische Landschaft angetreten. Mit erstaunlichem Fleiß war hier Stellung hinter Stellung angelegt, einige waren sogar auf peinlichste ausgebaut mit sachgemäß belaideten Grabenwänden und vielen Unterständen, aber — niemand war da, der sie verteidigen wollte. Der Marsch ging nun mit einer regelrechten Vorhut weiter. Mein Bataillon hatte diesen ehrenvollen, bei dem unübersehbaren Gelände aber sehr heißen Auftrag bekommen. Vorn marschierte die Vorhutkompanie, die ihrerseits wieder eine Spitze vorgehoben hatte. Rechts und links von unserm Regiment marschierten auf den Nachbarrufen die andern Regimenter der ** Division.“

Zunächst ging alles gut. Als wir uns aber dem großen Walde von Südblich Schaulen näherten, wurde die Sache sengerig. Vereinzelte Schrapnelle plagten hoch über den Straßen, wo wir unsere Nachbarruppen vor uns sahen. Die Vorprengte Russen liefen aus dem Wald vor dem Walde liegenden Dorfe L., dessen Dörfler bei einem früheren Gefecht völlig niedergebrannt war, nach dem nahen großen Forst. Die Einwohner waren erschrocken und, immer ein schlechtes Zeichen! Der etwas nahe an die Vorhut herangepollte Haupttrupp erhielt daher Befehl, am südlichen Dorstrand zu halten, um den Abstand etwas zu vergrößern. Die Vorhut bog hart nördlich des Dorfes nach Osten ab.

Ich tritt mit meinem Adjutanten, den beiden Burjaken und dem Mannen des Stabes dicht hinter der Vorhutkompanie den etwas häufigen, nach Osten führenden Feldweg entlang. Mächtig fradte es: „tatatatatatata . . . fit! fit! fit!“ Ueberall um uns haubte die trockne Erde im Maschinengewehrfeuer auf. Mit einer solchen Geschwindigkeit bin ich noch nie vom Pferde gekommen! Die Pferde laufen wie wahnsinnig los, glücklicherweise dem Dorfe zu, während das Höllefeuer über und neben uns weiter fortbauerte, ja jetzt noch durch einige „persönliche“ Granaten, die unmittelbar vor uns und hinter uns krepierten, erheblich an Ungemütlichkeit zunahm. Die russischen Maschinengewehre und Geschütze mußten unmittelbar am Waldrand stehen. Da gab es nur eins: „Drauf!“ Bei dem Höllelärm war jede mündliche Verständigung ausgeschlossen. Ich wünschte dem in unzähligen Gefechten bewährten Kompanieführer zu. Gleichzeitig trocken zwei Befehlsempfänger durch den etwa anderthalb Fuß hohen Floggen nach dem Dorfe mit dem Auftrag an die vordersten beiden Kompanien, sich sofort dem Angriff anzuschließen.

Es war eine heikle Sache, so gerade auf das tolle Maschinengewehrfeuer loszutreten. Aber als der treffliche Kompanieführer mit mächtiger Gebärde statt des Degens (einen solchen besaß schon seit Monaten keiner von uns mehr) einen blinkenden Schanzengipfel vor

einem Tomahawk schwingend, aufsprang, da ließ ihn keiner seiner braven Märrer im Stich. Wie ein Mann warf sich die ganze Kompanie auf den unheimlichen, im Waldbrand verborgenen Gegner. Ein banger Augenblick — ein Hurra! Wie abgerissen verfluchten wir die Maschinengewehre und Geschütze — ein Aufstatten! Weiter im Walde drinnen erhob sich nun ein leichtes Kleckfeuer, ab und zu meldete sich dort auch noch ein Maschinengewehr. Das alles aber hatte nichts zu bedeuten. Den gefährlichen Waldbrand hatten wir jetzt fest in unserm Besitz. 200 Gefangene, zwei Maschinengewehre waren die Beute, die von einigen leicht Verwundeten sofort nach hinten gebracht wurde. Seider waren die Geschütze schon abgefahren, auf die hatten wir uns schon mächtig gepöpst.

Der Barbar.

Sommernachmittag. Durch den weißen, zerrissenen Volkenschleier guckt die Sonne. Ein kräftiger Wind schillt die Ebereschen, die sich in schurigerer Richtung zu beiden Seiten der Straße hinzueben. Er prellt durch die Büsche in spigig prangenden Willengärten, um dann in die Kronen der Kiefern zu fahren, daß es wie Orgelton klingt.

Die Straße entlang kommt ein selbgrauer Berwunderter. Sein rechtes Bein ist steif, schwer stützt er sich auf einen dicken Stock. An der Bank angelangt läßt er sich neben mir nieder. Bald sind wir in ein Gespräch verwickelt. Er erzählt von seiner Familie, die in Thüringen lebt, von den Kämpfen in Belgien, Frankreich und Galizien, die er mitgemacht. In Galizien wurde er schwer verwundet. Er wird nicht mehr hinausziehen. Schlicht, aber gerade darum so ergreifend und packend schildert er den Krieg, wie er ihn gesehen und erlebt hat. Das ist die nackte Wirklichkeit, man verbißt es förmlich, das ist empfunden, weder verkleinert noch ausgeschmückt, ganz natürlich dargestellt, ohne hohes Pathos und bloßes Pathos. So erzählt der einfache Mann aus dem Volke.

„Leber uns rauscht der Wind in den Baumwipfeln. Plötzlich fällt nicht weit von uns etwas zur Erde, auf einen Haufen zusammengelegten Laubes, und gleich darauf piepit und flattert es ängstlich um uns herum.“

„Ach, ein junges Vögelchen ist herabgefallen.“ unterbricht der Soldat seine Erzählung und hinkt an die Stelle, wo das nackte Tierchen kläglich ruft. „Nu sehn Se mal, so'n armes Wurm, hat noch gar keine Federn nich.“ sagt er, indem er das Tierchen behutlich in der hohlen Hand hält und sich wieder auf sein'n Platz begibt. Unterdessen umflirren uns die Eltern, ein süßliches Buchstabenpaar, immer sorgvoller, immer enger ziehen sie ihre Kreise, als wollten sie ihr Kind mit Gewalt aus der vermeintlichen Gefahr retten.

„Nu sehn Se bloß, so'n armes Wurmchen.“ murmelt der Krieger wiederum, in dem gemüthlichen Tone seiner Heimat, „wenn ich nur das Nest sehen tät.“

Wir suchen beide die Krone des Baumes ab und entdecken auch bald das Heim der Vogelfamilie. Die Alten haben sich auf dem Gartenzaun niedergelassen und verfolgen unsre Bewegungen mit unruhigen, forschenden Augen. Es ist gar nicht so leicht, das ermittelte Kleine wieder in das Nest zu bugisieren, wo noch drei, vier andre nackte Köpfechen neugierig herunterblinzeln. Aber wir helfen uns. Ich stelle mich auf die Bank, der Verwundete setzt sich rittlings auf meine Schultern, und wirklich, er reicht bis hinauf in die Nisthöhle, wo sich das Nest befindet. Ungemein behutlich und liebevoll legt er das Vögelchen ab, nicht ohne noch an die andern eine ernste Strafpredigt gerichtet zu haben, sich ja doch zu betragen und den Kleinen nicht wieder hinauszujubeln. Dann gleitet er langsam von meinen Schultern und läßt sich wieder auf seinem Plage nieder. Wie dankend klingt das Gezwitscher der Alten vom Baume herab.

Ich aber muß immer wieder den Soldaten ansehen, dessen Hand in vielen Kämpfen Flinte und Bajonett geführt und sich dennoch ein kindlich-gutes Herz bewahrt hat, um inniges Mitleid für eine arme, hilflose Kreatur zu empfinden. —

Das Sputhaus von Middelkerke.

Man schreibt der „Frankf. Ztg.“:
Der Reichshof durch die Engländer ist so manches Seebad an der belgischen Küste zum Opfer gefallen; besonders Middelkerke hat sehr unter dem englischen Granatfeuer gelitten. Damit wird wohl auch eine interessante Seitenwichtigkeit aus der Welt verschwunden sein: das Sputhaus oder die „schiefse Bütt“. Nach im vorigen Jahre wurde den Kurgästen in Middelkerke geheimnisvoll vom Seebadhaus erzählt, daß im Baudeker nicht angeführt war. Man lachte darüber und glaubte nicht daran. Nun Neugierde ließ man sich aber schließlich hinführen. Das Haus stand allerdings schief, aber sonst zeigte es nichts Außergewöhnliches. Man ging die ebenfalls schiefe Treppe hinunter und freute sich, mit einiger Mühe unten angekommen zu sein.
Aber o Schred! Sofort verlor man den Boden unter den Füßen, fiel von einer Wand zur andern, es schwan den die Sinne. Der Anglistenweib brach aus, und eine ganz richtige Seefrankheit setzte ein; nur mit fremder Hilfe konnte man schließlich aus diesem Sputhaus herauskommen. Wer beim Eintreten noch so gelacht und gespottet hatte, war glücklich, wieder freien Himmel über sich zu haben.

Das Haus wurde vor etwa 15 Jahren zum Sammeln von Regenwasser erbaut, da die belgischen Seebäder kein Trinkwasser besitzen. Das Gebäude, das aus Zement und Eisen errichtet ist, sank allmählich im weichen Boden auf einer Seite ein und hob sich ebenso viel auf der andern, sonst aber blieb es vollständig intakt. Der Boden ist etwa zur Hälfte mit Regenwasser angefüllt, das zu den schiefen Wänden eine wagerechte Ebene bildet; die aber dem Besucher gleichfalls schief erscheint. Diese Erscheinung beruht auf einer optischen Täuschung; zwischen schief und gerade findet sich das Auge nicht zurecht, das menschliche Gleichgewicht wird gestört, so daß Angst und Schwindelgefühl ausgelöst werden. —

Verlustliste Nr. 285.

Von Regimentern aus unserm Bezirk weist das Inhaltsverzeichnis auf: Infanterie-Regiment Nr. 26, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 26, Infanterie-Regiment Nr. 66, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 165 und 1. Pionier-Bataillon Nr. 4. —

Verlustliste Nr. 286.

Von Regimentern aus unserm Bezirk weist das Inhaltsverzeichnis auf: Infanterie-Regiment Nr. 26, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 26, Infanterie-Regiment Nr. 66, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 165 und 1. Pionier-Bataillon Nr. 15. —

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, den 29. Juli 1915.

Kriegerfrauen und Mietstreitigkeiten.

Vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte (37. Abteilung) klagte ein Hauseigentümer gegen einen Arbeiter und dessen Ehefrau auf Zahlung rückständiger Miete und auf Räumung der Wohnung. Der Mieter hatte seit seinem Einzug in dieses Haus vom Oktober 1913 ab regelmäßig seine Miete bezahlt, als er aber im März 1915 zum Meer einberufen wurde, stellte die Frau vom April ab die Zahlungen ein. Vier Monate hindurch erhielt der Wirt keine Miete, doch in einem angemessenen Mietnachlaß, der die Voraussetzung einer der Frau zu gewährenden Mietbeihilfe gewesen wäre, willigte er nicht ein. Nur 2,50 Mark pro Monat wollte er von der 27 Mark betragenden Miete ablassen, die geforderte Ermäßigung um 5 Mark war ihm zuviel, und so erhielt die Frau keine Mietbeihilfe von der Stadt.

Die Einberufung des Mannes war für den Hauswirt kein Hindernis, schließlich den Mann samt der Frau auf Zahlung und auch auf Räumung zu verklagen.

Vor Gericht wurde ihm freilich klar, daß er mit so weit gehenden Ansprüchen nicht durchkommen würde. Das Verfahren gegen den im Felde stehenden Mann mußte selbstverständlich ausgesetzt werden, wenn die Ehefrau es beantragt hätte. Auch gegen die Frau den Anspruch auf Räumung fallen zu lassen, hatte der klagende Wirt zunächst keine Lust. Auf die Bemerkung des Richters, ein Räumungsurteil gegen die Frau würde ja doch nicht vollstreckt werden, wandte der Kläger ein, dann könne er wenigstens die Sachen pfänden lassen. Auch das geht nicht an, erwiderte der Richter, und nun erst beschränkte der Kläger sich auf den Zahlungsanspruch. Erkannte die Frau diesen Anspruch an? Als der Richter die Bittende fragte: „Na, Sie sind es doch schuldig!“ wehrte sie nicht ab: „Ich schulde nichts, nur mein Mann ist die Miete schuldig, wenn auch ich den Vertrag mit unterschrieben habe“, sondern sie antwortete: „Ja, aber ich kann jetzt nicht zahlen.“ „Also, Sie erkennen an,“ schloß der Richter, „Sie wollen aber Zahlungsfrist?“ und die Frau machte keine Einwendungen mehr. Danach wurde sie zur Zahlung verurteilt und die für 4 Monate rückständige Miete wurde auf eine Zahlungsfrist von 3 Monaten, in 3 Raten zahlbar, verteilt. Die Frau fragte, wovon sie zahlen solle, da sie für sich und ihre beiden Kinder nur 43 Mark Familienunterstützung beziehe und jetzt kein Einkommen aus Arbeit habe. Die Antwort blieb ihr schuldig.

Gar zu teuer ist in diesem Falle der Frau das Anerkenntnis allerdings nicht geworden. Denn schließlich ist doch vor allem dem Gesetz entsprechend die Räumung und die Klage gegen den Mann abgelehnt. Aber hätte die Frau nicht anerkannt, so hätte sie nicht beurteilt werden können. Offensichtlich hat die Frau nicht anerkennen und nur besagen wollen: sie würde zahlen, wenn sie könnte. Schlimmer ist es an anderen Frauen ergangen, die Anerkennnisse abgegeben haben. So wurde eine Frau — entgegen dem Gesetz — zum Vertreter ihres Mannes in einer Räumungs- und Mietzinsklage bestellt. Auf Zureden anerkannte sie im Termin und darauf wurde der im Felde stehende Mann zur Räumung und Zahlung verurteilt. Es ist ja möglich, daß es trotz des Anerkenntnisses gelingt, in der Berufungsinstanz das Urteil als ein gesetzwidriges aufzuheben, zumal die Klage dem Ehemann nicht zugestellt war. Aber der Ausgang ist ein sehr zweifelhafter. Den von Vermietern verklagten Ehefrauen ist aufs dringendste zu raten, nichts anzuerkennen, sondern die Einstellung des Verfahrens für die Dauer des Krieges eventuell die Klageabweisung zu verlangen und — mag der Anwalt des Klägers oder irgend jemand sonst zureden wie er will — dabei zu bleiben: ich verlange die Einstellung des Verfahrens oder die Abweisung der Klage, ich wohne auf Grund des Rechts

und der Pflicht als Ehefrau des Kriegsteilnehmers: das Gesetz kann nicht zuungunsten der Familie des Kriegsteilnehmers gemacht sein, jedes Anerkenntnis lehne ich ab.

Etwas vom Bettensonnen.

Federbetten sind nicht selten die Brutstätten von Krankheits-erregern. Die die Ausdünstungen des Körpers aufnehmenden Federn werden mit der Zeit derartig von Schweiß und Schmutz belastet, daß sie schwer und klumpig werden. Wer in solchen Betten schläft, wird den Schnupfen und Husten nicht los oder bekommt gar von Zeit zu Zeit Hals- und Mandelentzündung, Augenentzündung. Auch die Skrofulose wurzelt im Bett- und Zimmerluftschmutz. Sonnenlicht und Wärme reinigen die Federn und töten die Krankheitserreger ab. Daher sonnt man die Betten.

Mit dem Ausdruck „Bettensonnen“ ist das, was jährlich wenigstens einmal mit den Betten geschehen soll, eigentlich nicht richtig bezeichnet. Nicht sonnen — d. h. den Sonnenstrahlen stundenlang aussetzen — soll man die Betten, sondern man soll sie an sonnig-warmen, trocknen Tagen an einer nicht von der Mittagssonne beschienenen, im ganzen mehr schattigen Stelle den Einwirkungen der Luft aussetzen; je länger, desto besser.

Tag für Tag benutzte Betten nehmen Körperausdünstungen in sich auf, zu deren Beseitigung das vorwiegendliche Aufklopfen und Lüften nicht genügt. Wohl aber bringt die stundenlange Einwirkung sonnenwarmer, namentlich bewegter Luft alle Feuchtigkeit zum Verdunsten; die durch den Schweiß zusammengeballten und weich gewordenen Federn spreizen sich wieder und werden locker und elastisch. Seht man aber die Betten stundenlang intensiver Sonnenbestrahlung aus, etwa in den Hundstagen zur Mittagszeit, dann werden Federn und Inlette geschädigt. Die Federn werden hart und brüchig, die Farbe der Inlette bleicht aus, und was schlimmer ist — der Faden des Zeileistoffs wird brüchig. Hat man zum Bettenlüften nur einen den ganzen Tag von der Sonne beschienenen Platz zur Verfügung, dann muß man sie während der Mittagsstunden mit Decken und dergleichen überdecken.

Man klopft die Betten entweder an eine Wäscheleine an, oder man legt sie auf gehobene Bretter und wendet sie einmal oder hängt sie einmal um. Das Klopfen und Schütteln der Betten geschieht am besten gleich zu Beginn des Lüftens, denn dadurch werden die zusammengeballten Federn gelockert und alle Federn durcheinander gebracht, ganz abgesehen davon, daß der Staub entfernt wird. Wenn man will, kann man die Betten bei Beendigung des Lüftens noch einmal leicht klopfen. Jedemfalls aber muß man sie gründlich abtrocknen.

Ein allzu verheeres Klopfen der Betten mit Teppichklopfern und Stöden ist von großem Nachteil: die feinen Federfäden werden massenhaft gerieben, und auch der Zeileistoff leidet. Ein leichtes, beiderseitiges Klopfen der Betten, am besten mit einem gepolsterten, Lederüberzogenen Klopfer, wie sie im Handel käuflich sind, genügt vollständig. (Aus der „Volksgesundheit“.)

— Die öffentliche Versammlung, die am Dienstag den 3. August im Zirkus tagen und in der Landtagsabgeordneter Otto Braun über die Ernährungsfrage im zweiten Kriegsjahre sprechen sollte, kann nicht stattfinden, da die erforderliche Genehmigung verweigert worden ist.

— Bevölkerungsbewegung. Nach Mitteilung des statistischen Amtes der Stadt Magdeburg betrug in der Woche vom 18. Juli bis 24. Juli 1915 die Zahl der Eheschließungen 38; der Lebendgeborenen (Vorwoche) 41 männliche, 36 weibliche, zusammen 77; der Gestorbenen 55 männliche, 51 weibliche, zusammen 106 (Vorwoche 33 männliche, 30 weibliche, zusammen 63), darunter Kinder im 1. Lebensjahr 18 männliche, 17 weibliche, zusammen 35 (Vorwoche 13 männliche, 11 weibliche, zusammen 24); die Zahl der gemeldeten Infektionskrankheiten, und zwar Scharlach 24, Diphtherie und Krupp 39, Unterleibstypus 2, Rindpestfieber 2, Genickstarre 1, Ruhr 4.

— Arbeiterjugend. Einen Abendausflug in den Wald unternehmen am Sonntag die Neue Neustädter. Der Ausflug wird mit einem besonders interessanten Spiel verbunden. Die Jugendlichen der anderen Bezirke sind zur Teilnahme freundlichst eingeladen. Treffpunkt für alle Teilnehmer um 9 Uhr an der Endstation der Straßenbahn in Neue Neustadt. Auf eine gute Beteiligung wird gerechnet.

— Unfug am Feuermelder. Am Mittwochabend kurz nach 6 Uhr wurde wiederholt durch Kinder ein Feuermelder unbefugterweise gezogen, und zwar der Feuermelder Rogäcker Straße 1, durch einen in der Hafenstraße wohnenden Schüler.

— Krankenkassenvorstände. Am Montag den 26. Juli fand in der Reichshalle die erste Ausschüttung der nach § 414 der Reichsversicherungsordnung neugebildeten Vereinigung der Krankenkassenvorstände Magdeburgs statt. Ein Mitglied der Kommission berichtete über die der „Vereinigung“ beigetretenen Krankenkassen und teilte mit, daß bisher die angeschlossenen Krankenkassen eine Mitgliederzahl von rund 47 000 bezogen. Aus der Vorstandsliste gingen folgende Herren hervor: Als 1. Vorsitzender Herr H. Schulerke, als Stellvertreter Herr P. Rempel, als Schriftführer Herr D. Spindler, als Kassierer Herr H. Zinke, als Beisitzer die Herren Knöller und Scherz. Zu Revisoren wurden die Herren Tielch, Mahnke und Steffens gewählt. Unter Klassenangelegenheiten wurden eine Reihe für die Klassen sehr wichtige Fragen erörtert und der Vorstand beauftragt, verschiedene Maßnahmen im Interesse der Klassen zu unternehmen.

— Ein Betrugsprozess. Am 16. November 1914 kaufte der Gezeigte Mittelhoff bei dem Kaufmann Reinhold Broge zu Magdeburg für einen Lazarettzug Waren ein und bat ihn, ihm 10 Prozent Rabatt zu gewähren, die er im Interesse des Lazarettzugs verwenden wollte. Der Kaufmann ging darauf ein, stellte die einzelnen Waren mit zehn Prozent höher wie sonst üblich in Rechnung, und erhielt die Rechnung bezahlt. Von dem Betrag handigte er dem Verkäufer 10 Prozent Provision mit 147 Mark ein, um die der Militärstützpunkt geschädigt wurde. Nach erfolgter Anzeige leistete Broge Erstattung. Mittelhoff, der die 147 Mark in seine Tasche gesteckt hatte, und der denselben Schwindel auch an anderen Orten bei Einkäufen gemacht hatte, wurde vom Kriegsgericht abgeurteilt. Das Kriegsgericht verurteilte den Angeklagten Broge wegen Betrugs zu 500 Mark Geldstrafe ev. 50 Tagen Gefängnis.

— Feuer. Am Mittwochabend kurz nach 7 Uhr rückte ein Fahrzeug der Hauptfeuerwache auf eine telephonisch abgegebene Feuermeldung nach dem Stadthaus aus. In einem Eisenbahnwagen war ein Faß mit Chloroform in Brand geraten. Die Gefahr wurde schnell beseitigt.

— In Haft genommen wurden zwei jugendliche Personen aus Magdeburg-Südost, die aus der Wohnung eines Bädermeisters daselbst in letzter Zeit fortgesetzt Geldbeträge von zusammen 150 Mark gestohlen hatten. Sie klopften die Abwesenheit der Familie an verschiedenen Sonntagen um unter Anwendung eines falschen Schlüssels in die Wohnung einzudringen und die Diebstahle auszuführen. In derselben Sache wurde noch ein jugendlicher Postausstatter genommen, der das gestohlene Geld mit veräußerte und sich dadurch der Diebstahlschuldig gemacht hat, außerdem auch ihm anvertraute Postsendungen unterschlagen hatte; sowie ein Arbeiter aus Südost, der aus einer in der Eudenburg gelegenen Fabrik Holzstücke gestohlen und beim Verkauf derselben abgesetzt wurde.

— Gestohlen wurden von einem Fahrrad, welches vor einem Hause in der Kaiserstraße aufgestellt war ein Paar Lederschuhe; vor einem Hause in der Halberstädter Straße ein Fahrrad Marke „Reform“, Nummer 31999; vor einem Hause in der Alten Ulrichstraße ein Fahrrad Marke „Ladello“, aus dem Umkleideraum einer Fabrik in der Alten Neustadt ein Paar Anstiehschuhe; aus einem Keller in der Tauerstraße mehrere Flaschen Weiß-, Rugar- und Johannisbeerwein sowie Gläser mit eingefrorenem Fleisch; aus einer Bodenkammer in der Kaiserstraße zwei Damaszettbezüge mit weißem Monogramm M. L.

— Städtisches Orchester. Das gestrige Nachmittagskonzert an der „Salzquelle“ fand im Saale der Wirtschaft statt. Das hatte die Folge, daß mancher Besucher mehr hörte, als er zu hören ursprünglich beabsichtigt hatte und das Orchester sich eine maßvolle Schonung gestatten konnte. Das Programm hatte gegen die Gewohnheit ein wenig über die politischen Grenzen hinausgegriffen und neben urdeutschen, wie Weber, Wagner, Hill, Jeller und Strauß, auch französische, wie Waldeufel, einem Russen, Rubinstein, und einem französisch fühlenden Polen, Chopin, Plätze eingeräumt. Das ist im Interesse der Kunst dankbar anzuerkennen. An unserm Nationalgefühl haben wir sicher keinen Schaden gelitten. Ueberdies wurden die Sachen in üblicher Form geboten. Das Publikum zeigte sich interessiert und sparte nicht mit schallenden Beifall seiner Aufmerksamkeit und seines Beifalls.

— Zentraltheater. „Wiener Blut“ von Johann Strauß gelangte am Mittwoch zur Aufführung. Die Operette gilt nach der „Fleidermaus“ als die beste des Komponisten. Der musikalische Höhepunkt ist der „Wiener-Blut“-Walzer. Den Gabriele mit ihrem kattrigen Balduin im Ueberichwang des Gefühls gleich im ersten Akt singt und tanzt. Doch haben auch andere „Schlager“ in der besten Geltung des Wortes eine erhöhte Bedeutung, besonders für das Finale der Akte, bei dem der überflutende Wiener Gesangsstil bestimmend für den Gesamteindruck wird. Die Handlung bildet bekanntlich ein buntes Mosaik aus dem Wiener Kongress vor 100 Jahren: Balduin mit drei Flammen, der permanenten standesamtlichen, ein zerschlagener, absterbender und einer gewollt zukünftigen, an der er sich die Finger etwas verbrennen sollte. Zu diesen Hauptpersonen und -personen gesellen sich ein altersschwächlicher dhüringischer

In Altenhagen...

Roman von Ottomar Enting.

(40. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Da ist Feuer,“ berichtete Fritz Wahrlich zu Konsul Klaarens Kontor hinein.

„Wo?“

„Auf Reesenhof. Die große Scheune und der Stall. Ist am Ende schon manches Haupt Rindvieh mit ungenommen, aber er hat ja gut versichert.“

„Ist die Feuerwehr ausgerückt?“

„Ja, sie sind unterwegs. Viel helfen wird es nicht. Sie wollten weg, aber da konnten sie den Schlauch für die Spritze nicht finden, und zum Glück denkt noch einer daran, daß sie den bei Gärtner Bannier vergessen haben, als es da neulich brannte. Nun gehen sie hin und wollen den Schlauch holen, aber Bannier hat sich schon einen Gartenschlauch daraus zurechtgeschnitten und will ihn nicht wieder herausgeben. Was wollen sie dabei machen, nicht wahr? Jetzt sind sie ohne Schlauch nach Reesenhof gefahren — vielleicht daß da noch einer zu haben ist. Aber wenn sie denn auch im ganzen nicht viel ausrichten: es macht doch immer einen guten Eindruck, daß unsre Feuerwehr so präzise auf dem Platz erscheint.“

„Sieht man was von hier?“

„Wir müssen auf den Gertrudenturm. Da sind schon mehrere hinauf.“

„Dah uns gehen.“

Als die beiden Freunde in der Gertrudentur unter der zweithöchsten Luke waren, hörte Colter, der voranstieg, oben in der engen Wendeltreppe Schritte und Stimmen von Frauen. Er hielt an und drückte sich an die Mauer, um jemand vorüberzulassen. Es war völlig dunkel in dem Turme. Bloß durch das Loch in der Luke sandte die Sonne einen runden Lichtstrahl prall gegen die innere Treppentäule.

Colter schaute erwartend empor, und da erschien in dem Lichtstrahl ein Antlitz.

Nur für einen Augenblick: gewelltes, rotblondes Haar, ein großes, vor sich hinpändelndes Auge, eine bräunliche

Wange mit silbernem Flaum — eine gerade, feintrüchtige Nase über vollen, doch ganz mädchenhaften Lippen.

Nur für einen Augenblick sah Colter das. Dann war es schon wieder im Dunkeln.

Das andre Gesicht, das kurz danach in dem Lichtstrahl mit den herumwirbelnden Staubchen auftauchte, beachtete er nicht. Ihm war, als wäre das Bild jenes Mädchenantlitzes in dem Scheine hangengeblieben wie ein Gemälde auf Goldgrund.

Ein Duft wallte an ihm vorüber, ein seidenes Rauschen streifte ihn — er zog den Hut, dann war der Weg nach oben frei.

„Dah sich sogar solche Damen hier heraufwagen!“ sagte Fritz Wahrlich. „Wenn es brennt, das sieht doch jeder gern!“

„Waren das nicht Gleen?“

„Ja. Mutter und Tochter. Die gehen immer zusammen.“

Jetzt standen die Männer im Glockenturm und schauten in die Ferne. Mund um die Stadt herum breiteten sich die Acker aus, unregelmäßig geschnitten, wellig mit sturem Weizen oder saftigen Gras, alle umrahmt von den buschigen Kniden.

„Da hinten dampft es aber noch gehörig,“ meinte der Buchhändler.

So war es. Auf Reesenhof brodelte ein dicker, weißgrauer Rauch, der erst langsam eine Strecke über die Erde hinschmelzte und sich dann wie eine müde Riesenschlange zum Himmel emporhob.

„Man riecht das brennende Korn ordentlich bis hierher,“ fuhr Fritz Wahrlich fort. „Sieh! Da ist auch schon unsre Feuerwehr!“

Nichtig — bei der Koppel mit den drei Eichen tauchte die wadere Schar der Altenhagener Wehrleute in ihren blauen Kitteln und mit den blanken Helmen auf. Bedächtig schoben sie ihre brave Spritze vorwärts. Immer vorsichtig! Der Weg war schlecht, und wie leicht brach so ein Spritzenrad! Dann lagen sie mit dem teuren Gut im Graben. Darum aufgepaßt! Landfeuer brannte ja doch immer so lange, als es Luft hatte, und zum Dabeistehen kamen sie früh genug.

Neue Flammengarben schossen auf. Der Brand mußte frische Nahrung gefunden haben.

„Wahrhaftig,“ rief Colters Freund, „hier muß man so recht an Schillers „Glocke“ denken: Mühsig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn! Nicht wahr?“

Colter hatte nicht viel Sinn für die graufige Herrlichkeit der Feuersbrunst. Wahn er auch blickte, überall vermeinte er das rotblonde Haar und das glänzende Auge von vorhin zu sehen.

Es kamen noch mehr Leute auf den Turm, mit denen Fritz Wahrlich eifrig erörterte, wie oft es schon auf Reesenhof gebrannt habe und ob dieser Brand wohl größer sei als der vor fünf Jahren. Colter Klaarens, des Gesprächs bald müde, ließ sich langsam die Wendeltreppe wieder hinuntergleiten.

Bei der zweithöchsten Turmluke aber drehte er sich erst noch um und hielt die Hand in den runden Lichtstrahl hinein. Es durchrieselte ihn warm — strich er nicht über den weichen Flaum einer schön gerundeten Wange hin?

Als wäre er nicht völlig wach und könne sich nicht vom Traume lösen, so ging Colter aus der kühlen Kirche in den heißen Tag. Er grübelte und besann sich und wußte selbst nicht, worüber und worauf. Da fiel es ihm ein. Ja. Er hatte es von seiner Mutter gehört, daß Fräulein Gleen den so gar nicht altenhagisch klingenden Vornamen Gylde trug.

Gylde Gleen also war ihm dort oben im Lichtschein an der Turmluke begegnet, und obgleich er sie schon vorher gekannt hatte, schwor er doch bei sich heilige Eide, daß er sie heute zum allererstenmal gesehen habe. Was denn wirklich sehen heißt.

In dem Augenblick, wo sich ihm jenes Angesicht weit hinaus über alles, was seiner Phantasie in dieser Zeit an weiblicher Goldseligkeit vorzuechte, reizvoll darstellte, war ihm Gylde zu einem Ereignis, zu einem inneren Erlebnis geworden, das seinem ganzen Drängen nach dem Frauenwunder urplötzlich den Richtweg beleuchtete.

Gylde Gleen — ein Wunder...

Das war für Colter Klaarens Herz sozusagen die Gewichte vom Kanten und vom Pulverfaß.

(Fortsetzung folgt.)

Staatsminister mit — Theater-Tradition — sächsisch-gemüthlicher Aufmachung, ein leopoldo-sigaro-hafter Kammerdiener, ein irwetterischer Marzuffelbesitzer und kleinere nicht uncharakteristische Typen, welche die Szenen ausgiebig mit ihrer Komik beleben. Dieses bunte Mosaik in unterhaltender Form zu illustrieren, ist Aufgabe der Regie, die Hermann Feiler mit manchem schönen szenischen Erfolg führte. Die Hauptrollen der Gesellschafter waren Walter Faulstich, der als Valouin einen blühenden Tenor entfaltete und der sich auch in Spiel und Dialog als feiner Darsteller zeigte. Neben ihm brillierte Hilja Wolff als Gabriele. Hermann Feiler als Kammerdiener führte gleichfalls bis ins Kleinste seine Rolle mit Routine durch. Dann wären zu nennen Fritz Langendorff als Minister, Elisabeth Schläpfer als Franziska, Emmi Wolery als Pepi und Heinz Hanno als Marzuffeldirektor. Die Ensemblebesetzung wirkte belobend. Das Orchester unter Albert Lenz' Leitung tat ein übriges, der Straußschen Musik zu verdienenden Ehren zu verhelfen. Das Publikum nahm die beliebte Operette mit starkem Beifall auf. Nach allem darf man auf die kommende Aufführung der „Fledermaus“ gespannt sein. G.

Konzerte, Theater u. Mitteilungen der Direktoren.

* Städtische Konzerte. Am Sonnabend den 31. Juli, abends 8 Uhr, findet in der „Wihelma“ ein Volkskonzert des städtischen Orchesters unter Leitung des Kapellmeisters Wilmann statt. Eintrittskarten im Vorverkauf und an der Abendkasse. Militär in Uniform hat freien Zutritt.

* Viktoria-Theater. Am Freitag abend 8 Uhr findet das zweite und letzte Gastspiel unseres hervorragenden Gastes Anton Brandt statt. Zur Wiederholung kommt der lustige Schwank „Die schwelbende Jungfrau“. Sonnabend 8 Uhr ist der 8. literarische Abend. Zur Aufführung kommt das hervorragende Schauspiel „Die Siebzehnjährigen“ von Max Treyer. Die Spielleitung hat Leo Huberman. In den Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Ottilie Olsen und Käthe Madel sowie die Herren Alwin Henry, Paul Verlach und Leo Huberman. Die literarischen Abende erfreuen sich beim Magdeburger Publikum einer ganz besonderen Beliebtheit. Die Aufführung von „Die Siebzehnjährigen“ wird zu den interessantesten Vorstellungen in dieser Spielzeit zu zählen sein. Sonntag nachmittag 4 Uhr kommt bei kleinen Preisen das reizende Lustspiel „Renaissance“ zur Aufführung.

Gerichts-Zeitung.

Kaufmannsgericht Magdeburg.

Sitzung vom 28. Juli 1915.

Vorsitzender: Gerichtsassessor Werner.

Schwankendes Recht. Die Rechtsprechung wird stets vom Rechtsschwinden des Richters beeinflusst. Dabei kommt es auch, daß Urteile über fast ähnlich liegende Klagegeschehnisse diametral gegenüberstehen. Orts- und Geschäftsbüchlichkeit sowie auch das Volksempfinden über die guten Sitten finden auch bei manchen Richtern Beachtung. Bei der Kriegstageung des Deutschen Kaufmannsvereins wurde lebhaft Klage geführt über die widersprüchliche Stellungnahme der Kaufmannsgerichte bei Klagen auf Zahlung von Gratifikationen. Solche Klagen haben auch das Magdeburger Kaufmannsgericht schon wiederholt beschäftigt und sind auch namentlich in letzter Zeit bei dem vielen Wechsel des Vorsitzenden verschiedentlich beurteilt worden. Unter dem Vorsitz des Stadtrats Dr. Müller wurde die Gratifikation eines Versicherungsbeamten als ein Teil des Gehalts bezeichnet, auf die der Angestellte Rechtsanspruch hat. Der Beweisverlauf der Beklagten, daß die Gratifikation eine Schenkung ist, auf die niemals ein Rechtsanspruch besteht, war zwecklos. Allerdings hatte sich der damalige Kläger mit gutem Beweismaterial zur Begründung seiner Forderung versehen. So legte er u. a. die Abschrift des Urteils des Kaufmannsgerichts Berlin vom 21. Februar 1913 vor, in welchem es u. a. heißt: „Im rechtlichen Sinne liegt eine Schenkung nur dann vor, wenn beide Teile darüber einig sind, daß eine Zuwendung unentgeltlich ist. Dies ist aber nicht der Fall, wenn der Angestellte die Zuzahlung als eine Entlohnung für seine Dienste betrachtet. Der einseitige Wille des Arbeitgebers reicht nicht aus, um die Gratifikation als ein Geschenk im rechtlichen Sinne gelten zu lassen.“ Das damalige Urteil des Magdeburger Kaufmannsgerichts wurde in Angeklagtenkreisen freudig begrüßt. Doch die Freude war kurz. In der Sitzung am Mittwoch wurde die Klage des Bankbuchhalters Sch. gegen den Magdeburger Wandverein auf Zahlung einer Gratifikation aus dem Geschäftsjahr 1914 in Höhe von 120 Mark kostenpflichtig abgewiesen. Der Vertreter der Beklagten bezeichnete auch die Gratifikation lediglich als Geschenk, was ja auch die Angeklagten durch Unterschrift bestätigen mußten und folglich keine Rechtsansprüche hätten. Demgegenüber führte der Vertreter des Klägers aus, daß die Gratifikation auch von der Beklagten als ein Teil des Gehalts bewertet wird, falls es sich darum handelt, die Pflichtbeiträge zur Krankenversicherung zu erheben, also in den Fällen, wo Gehalt und Gratifikation zusammen 2500 Mark übersteigen. Das Schriftstück, daß die Gratifikation als freiwilliges Geschenk betrachtet wird, sei dem Kläger nicht beim Engagement, sondern erst nach seinem Austritt zur Unterschrift vorgelegt worden. Der Kläger habe sich also in einer Zwangslage befunden. Gäbe er nicht unterschrieben, dann wäre ihm die Stellung gekündigt worden. Fraglich ist's aber, ob er die Unterschrift gegeben hätte, wenn sie beim Engagement abgefordert worden wäre. Jedenfalls rechnete der Kläger mit der Gratifikation als einem Teil des Gehalts, welches er ja auch versteuern muß. Doch die Ausführungen des klägerischen Vertreters sowie auch sein Hinweis auf das Urteil des Kaufmannsgerichts Berlin hatten keinen Erfolg. Durch die Unterschrift habe der Kläger kundgegeben, daß er keinen Rechtsanspruch auf die Gratifikation habe.

Wieder einer. Der häufigen Warnung, Vorsicht bei Unterschriften wachen zu lassen, wird leider wenig Beachtung geschenkt. Gedankenlos unterschreiben und zu spät kommen ist eine allzu häufige Erscheinung. Manens wollen die Unterschriften zu spät kommen wissen, was sie eigentlich unterschrieben haben, womit sie die Rechtsungültigkeit der Unterschrift beweisen zu haben glauben. Daß diese Auffassung eine irrige ist, erfahren die Leichtgläubigen allerdings zu spät. Solche Leichtgläubigkeit oder richtiger Unwissenheit erwartet man eigentlich auch nur von ungebildeten, gewissermaßen des Lesens und Schreibens unfähigen Leuten, die sich in Gegenwart anderer schämen, ihre Unkenntnis bzw. den Mangel an Schulbildung, an dem sie nicht mal schuld sind, eingestehen und deshalb mit vieler Mühe ungeachtet der Folgen ihren Namen hinsetzen. Zu dieser Art kann man natürlich einen Buchhalter nicht rechnen. Der Buchhalter E. hat auch seine Unterschrift unter ein Schriftstück gesetzt, wonach er sich aller Rechtsansprüche aus dem Arbeitsverhältnis begibt. Auf Grund dieser Unterschrift waren natürlich keine Entschädigungsansprüche zwecklos, und nunmehr behauptete E., der jetzt sei nachträglich vor seine Namensunterschrift gesetzt worden, was aber beim Gericht keinen Glauben erweckte und dem Buchhalter noch eine Verleumdungsklage auf den Hals laden wird. Die Klage auf Zahlung von 45 Mark Gehaltsentziehung wegen unrechtmäßiger Entlassung wurde kostenpflichtig abgewiesen.

Provinz und Umgegend.

Wahlkreis Osterleben-Halberstadt-Bernigerohe.

Halberstadt, 29. Juli. (Zu merer höher) steigen die Fleischpreise, die für den Monat Juli herausgegebene Zusammenstellung des Magistrats über die Preise im Kleinhandel ansieht. Gegenüber dem Monat Juni beträgt die Steigerung pro Kilo im Juli bei Rindfleisch im Durchschnitt 20 Pfg., Hammelfleisch 20 Pfg., Schweinefleisch 20 bis 30 Pfg., Schinken 20 Pfg., Speck 20 bis 40 Pfg. Bei Kalb-

fleisch ist der bisher notierte niedrigste Preis um 20 Pfg. gestiegen. Die Preise für andre Qualitäten sind unverändert. Unverändert sind auch die höchsten Preise für Rindfleisch. Eine Gegenüberstellung der Preise für Fleisch von Juni 1912 und Juli 1915 sieht so aus:

	Preise 1912	Preise 1915
Fleischsorte niedrigster höchster		
Rindfleisch	1,20 Mk. 2,20 Mk.	2,20 Mk. 2,80 Mk.
Kalbfleisch	1,40 „ 2,00 „	2,20 „ 2,80 „
Hammelfleisch	1,40 „ 2,00 „	2,60 „ 3,00 „
Schweinefleisch 1,00 „	1,80 „ 3,40 „	4,00 „ 2,20—2,40 Mk.

Die Preisfeststellungen verstehen sich pro Kilo. Es sind längst verschwundene Zeiten, wo das Pfund Rindfleisch 60 Pfg. und das Pfund Schweinefleisch 50 Pfg. kostete.

(Einverlockendes Angebot) macht die städtische Sparkasse den glücklichen Besitzern von Goldstücken, indem sie für die bei ihr eingezahlten oder umgewechselten 10- und 20-Mark-Stücke eine Vergütung von 1 Prozent gewährt. Ob das ziehen wird?

(Die Sammlung von alten Metallen.) Kupfer, Messing usw., hat wiederum einen Erlös von 651,41 Mark gebracht. Eine frühere Sammlung hatte 382,94 Mark ergeben. Die Summen sind für einen Kriegszweck überwiesen. Die Sammlung wird fortgesetzt. Metalle der angegebenen Art sowie ausländische Münzen und Briefmarken werden in der Polizeispektion entgegengenommen.

(Städtischer Wurst- und Fleischverkauf.) In nächster Woche findet kein Speckverkauf statt, dagegen sollen im Halberstädter Gieseler, Köhlinger Straße, bis 2000 Pfund Rindfleisch, Leberwurst, Pfund 1,25 Mark, bis 2000 Pfund Rindfleisch, Pfund 1,15 Mark, bis 2000 Pfund Rindfleisch, Schweinefleisch in Brüh, Pfund 1,35 Mark, am Donnerstag den 5. August und Freitag den 6. August, nachmittags von 3 bis 6 Uhr, an Halberstädter Einwohner mit einem Einkommen von nicht über 3000 Mark abgegeben werden. Ausgabe der Bezugsmarken gegen Vorlegung des Steuerzettels am Freitag dieser Woche mit Anfangsbuchstaben A bis K und am Sonnabend dieser Woche mit denen von L bis Z in den beiden Polizeireviere.

Wahlkreis Jerichow 1 und 2.

Burg, 29. Juli. (Eigentumsvergehen.) Einem Besucher der Männerbadanstalt wurde ein Portemonnaie mit 10 Mark Inhalt entwendet. In einem 15jährigen Lehrling wurde der Täter ermittelt, dem Geldtäschchen mit Inhalt wieder abgenommen werden konnte. Eine Frau erlitt von einem fremden Ader der Feldmark Wühlhufen sechs 1/2 Zentner Kartoffeln und wollte diese auf ihrem Rindewagen nach Hauke fahren, als sie das Verhängnis in Gestalt des Feldbüters erlitt, der ihr die Beute wieder abnahm.

(Lokalpatriotismus.) Die Verwaltung des vom Roten Kreuz eingerichteten Refugiarzettes Burg drückt in einem „Liebesgaben“ bezeichneten Aufruf sein Versehen darüber aus, daß verschiedentlich auch Geber aus dem Jerichowischen Kreise Liebesgaben in das Vereinslokal Genthin gesandt haben. Die Liebesgaben aus dem Kreise möchten doch nur in Burg, Bahnhofstraße 22, abgegeben werden. Eine merkwürdige Art von Lokalpatriotismus. Ob die Liebesgaben einem in Burg oder Genthin untergebrachten verwundeten Krieger zuteil werden, kann doch gleichgültig sein. Erforderlich ist, daß die gleichen Verpflegungsmöglichkeiten in jedem Lazarett vorhanden sind. Die Auffassung, die aus dem Aufruf spricht und gewiß nicht großzügig zu nennen ist, läßt auch die Forderung immer dringender erscheinen, daß die Einrichtung aller Lazarette zur Pflege unserer Verwundeten der privaten Wohltätigkeit entzogen und Staatsanwendung werde. Wenn man den Aufschauungen der Schreiber des „Liebesgabenaufrufs“ weiter folgt, dann müßten wohl auch die Pfleger aus dem Kreise Jerichow 1 besonders behandelt werden. Wohin muß nun beispielsweise Güter, 1/2 Stunde von Burg gelegen, seine Liebesgaben senden? Nach dem nahen Burg oder nach dem 4 Stunden entfernten Genthin? Noch größer wird die Beklemmung, wenn eine in vergangenen Zeiten willkürlich gewählte Grenze angenommen wird, die den einen Teil von Genthin dem ersten und den anderen Teil der Wohnstätten dem zweiten Jerichowischen Kreise zugeteilt hat.

Barch, 29. Juli. (Ein Schadenfeuer) zerfetzte in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend die Hermann Seeger'sche Feldscheune. Getreidevorräte sind dem Element nicht zum Opfer gefallen, die Scheune enthielt außer einem größeren Quantum Stroh noch eine Dreifachmaschine, die ebenfalls verbrannt. Der Schaden soll zum größten Teile durch Versicherung gedeckt sein. Man vermutet, daß Brandstiftung vorliegt.

Wahlkreis Halbe-Wehrleben.

Wehrleben, 29. Juli. (Zunahme der Felddiebstähle.) In letzter Zeit haben die Felddiebstähle in hiesiger Gegend bedeutend zugenommen. Es sind schon verschiedene Personen wegen Entwendung größerer Mengen Feldfrüchte zur Anzeige gebracht worden. So wurden in der Nacht zum Mittwoch wieder vier Personen, die Gurken gestohlen hatten, festgenommen. Die Gurken wurden beschlagnahmt. Des weitern wurden von den Obstanlagen Klee in größeren Mengen gestohlen. Die allgemeine Teuerung ist auch hier als treibende Kraft mit anzusehen.

Pömmelte, 29. Juli. (In der Gemeindevorstandersitzung u. g.) wurde die Gemeindefassen-Rechnung geprüft und genehmigt. Dem Gemeindevorstand wurde eine Gehaltserhöhung bewilligt. Eine Armenkasse wurde im Sinne des Antragstellers erledigt. Es wurde auch über die zunehmenden Felddiebstähle geklagt und die Anstellung eines Feldwärters verlangt. Ob damit dem Uebel abgeholfen wird, ist allerdings eine andre Sache. Das beste Mittel wäre es, wenn man die Nahrungsmittel, die heute noch genügend vorhanden sind — man braucht nur einen Blick in den Insuperantel der größeren Tageszeitungen zu werfen —, der Gesamtheit zur Verfügung stellte, statt sie den Preistreibern zu überlassen.

(Ein Brotstichmügel) ist in dem benachbarten Klostergut Zschmünde aufgedeckt worden. Die dort beschäftigte Witwa, die die Milch nach Schönebeck führt, kaufte von Schönebecker Bäckereimeister Brot und verkaufte es wieder an die auf dem Gute beschäftigten wärischen Arbeiter. Der Handel geschah durchs Kammerfenster.

Schönebeck, 29. Juli. (Brotmangel) machte sich hier schon in den letzten Tagen der vorigen Woche bemerkbar, am Dienstag morgen jedoch war er allgemein. Morgens um 5 Uhr sah man Leute von Bäder zu Bäder laufen. Ausverkauft! schallte es ihnen überall entgegen. Ein großer Trupp zog nach Salze, aber nach kurzer Zeit war auch hier alles verkauft. Nun zurück nach dem Rathaus. Die Erregung war natürlich sehr groß, durch unpassende Ausdrücke eines Beamten den Brotfordernden gegenüber steigerte sie sich noch. Der Brotmangel in diesem Umfang hätte vermieden werden können, wenn gegen das Kuchenbäcker rechtzeitig und mit größerer Energie eingeschritten worden wäre. Hoffentlich wird nun die neue Befestigung über die Verwendung von Brotgetreidemehl zum Kuchenbäcker mit aller Schärfe durchgeführt werden. Die Verordnung bestimmt auch, daß kein Brot nach Salze und Frosche ausgeführt werden darf. Für die Einwohner und auch die Verkäufer an unsern Grenzbezirken wird sich diese Bestimmung sehr unangenehm fühlbar machen. Man wird versuchen müssen, eine Milderung dieser Bestimmung herbeizuführen. Derwergewissen wurde diese Maßnahme nur durch das Verhalten einiger Bäckereimeister, die Brot in größeren Mengen nach der Umgegend geliefert haben.

(Weihverkauft) ist für Montag bis Donnerstag eingerichtet und zwar bei Frau Wunderlich, Anna Stritrich und den Herren Siebich, Schüller, Gabriel und Brauer. Es darf nur pfundweise und auf Brotkarte abgegeben werden. Auch muß an jeden Einwohner ohne Unterschied, solange der Vorrat reicht, verkauft werden.

Stahfurt, 29. Juli. (Die neue Brotkarte) wird am Sonntag von 9 bis 12 Uhr und am Montag von 3 bis 6 Uhr in den bekannten Lokalen ausgegeben, die Bezugsanteile sind ebenfalls unverändert geblieben. Die neue Karte ist von grauer Farbe und wird von 2. August bis 12. September gültig sein. Man beachte, daß die neue Brotkarte nur ausgehändigt wird gegen Rückgabe der alten, die

wochenweise ausgerechnet sein muß. Wegen der Ausgabe der Brotkarten bleiben die Räume des Rathauses mit Ausnahme der Polizeiwache und des Bauamts am Montag nur mittag geschlossen.

(Kali teuer.) Das Kalifudat beteiligt sich an dem allgemeinen Verteuerung. Es erhöht den Preis für Kalialkali um 80 auf 105 Pfg., für Kalidüngelasse von 85 auf 110 Pfg. für den Sach von 100 Kilo. Damit wird wohl die geringe Teuerungszulage, die die hiesigen Werke den Arbeitern gewähren, wieder herausgewirkt werden.

Wahlkreis Salzweidel-Gardelegen.

Gardelegen, 29. Juli. (Für ihre verstorbenen Kameraden) wollen die französischen Kriegsgefangenen ein Denkmal errichten. Sie sammeln zu diesem Zwecke sehr eifrig. Ihre Sammelstätigkeit hat bereits einen stattlichen Fonds ergeben. Für den Bau des Denkmals, das aus französischem Marmor hergestellt wird, stehen gegenwärtig über 3000 Mark zur Verfügung.

Wahlkreis Stendal-Osterburg.

Stendal, 29. Juli. (Schwerer Unglücksfall.) Am Mittwoch morgen kam der Hilfsarbeiter Kaufhüß aus Arnburg bei Rangieren auf dem Güterbahnhof hier selbst zwischen die Räder zweier Eisenbahnwagen und wurde lebensgefährlich verletzt. Er wurde ins hiesige Johanniterkrankenhaus eingeliefert.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahnpflege im Heere. Die sehr bedeutenden Fortschritte, die in der Gesundheitspflege des deutschen Heeres gemacht worden sind, haben sich auch auf die Zahnpflege erstreckt. Wenn schon für die Zahnschmerzen trotz der damit verbundenen Qualen mit einer Fede freilich wohl jedem die Zahnärztin verzeihen, aber das ist eine Ausnahme. Es ist kennzeichnend für die Sorgfalt, die bei der deutschen Mobilmachung trotz ihrer Schnelligkeit beobachtet worden ist, daß auch diese Mühsicht nicht vernachlässigt wurde. Auf den Kasernenhöfen haben die Zahnärzte ebenso unauslassig gearbeitet wie irgendein anderer Arzt im militärischen Dienst. Jede solche Maßnahme muß ihre guten Früchte tragen und der Weib gesunder oder wenigstens ordentlich hergeputzter Zähne ist ja nicht nur für die Vermeidung von Zahnschmerzen bedeutsam, sondern auch für die Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung. Erst mit Beginn des Jahrhunderts hat man die Frage aufgeworfen, inwiefern die Schlagfertigkeit eines Heeres durch mangelhafte Zahnpflege beeinträchtigt werden kann. In der österreichischen Armee wurde damals festgestellt, daß im Ablauf von 4 Jahren für 10 000 Krankheitsfälle mit mehr als 62 000 Krankheitslagen durch Zahnleiden bedingt gewesen waren und zweimal war sogar ein Verschlimmerung mit tödlichem Ausgang zu verzeichnen gewesen. Dabei muß man bedenken, daß die Zahnschmerzen schon einen sehr hohen Grad erreichen müssen, ehe sich ein Soldat bewegen kann und in ärztliche Behandlung genommen wird. Zu weiteren Verlauf führen Zahnkrankheiten oft zur Vereiterung der Kieferknochen, auch zu Störungen der Gesichtsnerven. Außerdem sind störende Zähne Schlupfwinkel für allerhand Krankheitserreger, die sich dann mit der Nahrung oder auf anderem Wege auch in innere Organe mitteilen können. Ein von Natur taubeloses Gebiß ist aber heute leider zu einer seltenen Ausnahme geworden und findet sich nach den Feststellungen bei den Untersuchungen nur im Verhältnis von noch nicht zwei vom Hundert.

Vereins-Kalender.

Deutscher Metallarbeiter-Verband, Verwaltung Magdeburg. Im Sterbegebandung ist diese Woche das Feld 688 zu fleben. Die Verwaltung.

Wagenbauer-Krankenkasse, Filiale Eubenburg, Sonnabend 31. Juli, abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Rajenlokal, Lemsdorfer Weg. Schönebeck, Zentralverband der Zimmerer, Sonnabend, 31. Juli, abends 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung bei Haad (Bürgerhaus).

Wasserstände.

	27. Juli	28. Juli	Fall	Bud
+ bedeutet über, — unter Null.				
Ankunft und Saale.				
Burg	+ 0,21	+ 0,24	—	0,03
Ulrich und Saale.				
Straußfurt	+ 1,20	+ 1,15	0,05	—
Weißensil Untp.	0,08	— 0,08	—	—
Trotha	+ 1,86	+ 1,44	—	0,01
Alleben	+ 0,74	+ 0,88	—	0,11
Bernburg	+ 0,40	+ 0,48	—	0,08
Kalbe Oberpegel	+ 1,82	+ 1,38	—	0,01
Kalbe Unterpegel	— 0,22	— 0,04	—	0,11
Gröbberne	— 0,04	+ 0,05	—	0,01
Mulde.				
Deßau, Muldebr.	— 0,24	— 0,14	—	0,11
Elbe.				
Harzburg	27. Juli	28. Juli	—	—
Brandeis	—	—	—	—
Wielmit	—	—	—	—
Zeitzmeritz	— 0,50	— 0,49	—	0,01
Luisig	— 0,26	— 0,28	0,02	—
Resden	— 1,72	— 1,73	0,01	—
Largau	+ 0,10	+ 0,06	0,04	—
Wittenberg	+ 1,21	+ 1,13	0,08	—
Köpnitz	+ 0,58	+ 0,48	0,05	—
Barby	+ 0,64	+ 0,57	0,07	—
Schönebeck	+ 0,18	+ 0,11	0,07	—
Magdeburg	+ 0,64	+ 0,62	0,02	—
Zangermhöhe	27. „	28. „	+ 1,11	0,04
Wittenberge	+ 0,67	+ 0,67	—	—
Lömitz	+ 0,87	+ 0,08	—	0,01
Boizenburg	—	+ 0,03	—	—
Bohnsdorf	+ 0,18	+ 0,20	—	0,01
Lauenburg	+ 6,17	+ 0,19	—	0,01

Wettervorhersage.

Freitag, 30. Juli: Zeitweise wolfig, vorwiegend trocken, mäßig warm

Standesamtliche Nachrichten.

Magdeburg, 28. Juli. Todesfälle: Anna geb. Fiedler Ehefrau des Manepoliers Gustav Raute, 64 J. 2 M. 20 T. Walter Heinrich Dietz, 59 J. 11 M. 18 T. Auguste geb. Bode, Ehefrau des Landwirts Eduard Schradder, 59 J. 2 M. 10 T. Marie geb. Böhm, Ehefrau des Laternenmachers Karl Horn, 56 J. 8 M. 25 T. Maschinenrechner Otto Uttenstein, 40 J. 3 M. 27 T. Anna Widgerow unversch., 27 J. 8 M. 5 T. Werner, S. des Arbeiters Paul Kehrings, 5 M. 11 T.

Eubenburg, 28. Juli. Todesfälle: Schuhmachermeister Witwe Charlotte Schulze geb. Schulze, 65 J. 9 T. Papierausleger Karl Wihlenhuth, 72 J. 1 M. Lucie geb. Behrendt, Ehefrau des Schneiders Richard Kramer, 23 J. 1 M. 12 T. Emma Aug. 16 T. 7 M. 19 T. Inoffizier d. R. Waldschmidt-Paul Spuln, 25 J. 5 M. Kriegs- freiwilliger Arbeiter Paul Abel, genannt Borstel, 19 J. 9 M. 14 T. Ella, T. des Kaufmanns Adolf Matthias, 3 M. 11 T. Erlassreferent Anstalt Joseph Micholaf, 22 J. 9 M. 7 T. Anni, T. des Arbeiters Gustav Schmidt, 3 J. 9 T.

Buckau, 28. Juli. Todesfälle: Wehrmann Arbeiter Paul Schumann, 28 J. 10 M. 7 T. Wehrmann Schloffer Johann Alfred, 31 J. 5 M. 7 T. Frieda, T. des Arbeiters Reinhold Pichau, 4 M. 7 T. Wehrmann Former Franz Bauermeister, 29 J. 10 M. 12 T.